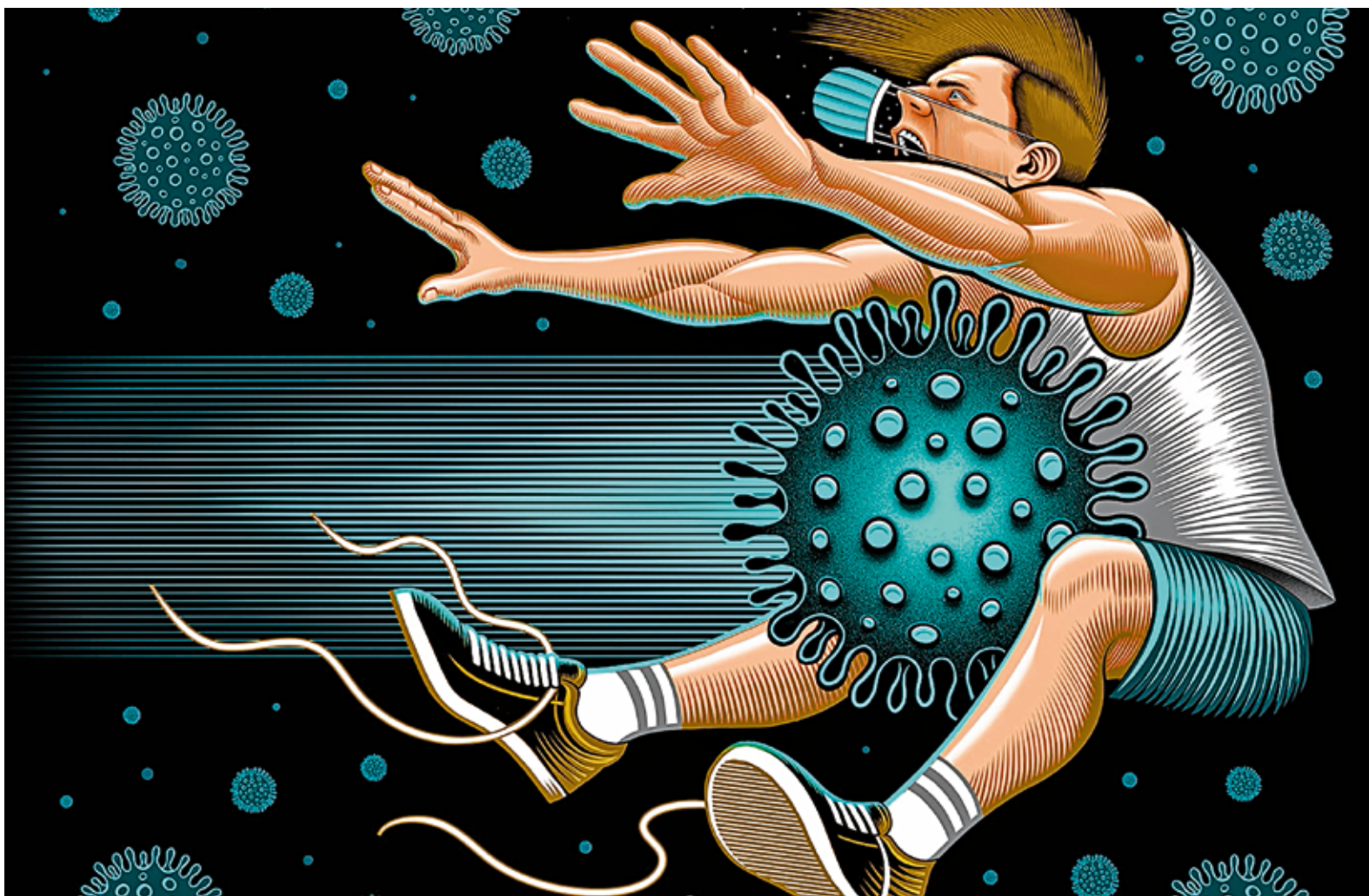


# DIE WELTWOCHEN



## **Corona schlägt zurück**

Schweizer Viren-Abwehr zwischen Angst und Augenmass.

*Alex Baur*

## **Schweiz ohne Gletscher**

Das Eis schmilzt weg. Muss uns das traurig machen? *Christian Schlüchter*

## **Myanmars gefangene Prinzessin**

Aung San Suu Kyi galt als Heilige, dann als Teufelin.  
Das eine war so falsch wie das andere. *Francis Pike*

**Literatur und Kunst**  
Warum Shakespeare  
ein Gigant ist

ZURICH | GENEVA | LUGANO | LUXEMBOURG | BEIJING | HONG KONG | DENMARK

**Swiss tradition.  
European roots.  
Eastern expertise.**  
To meet both  
your personal and  
corporate needs.

**Wealth Management &  
Corporate Advisory solutions.**

[www.bil.com/swisstradition](http://www.bil.com/swisstradition)



**BANQUE  
INTERNATIONALE  
À LUXEMBOURG  
| SUISSE**

## Angst und Augenmass

**D**er Mensch ist nicht das Mass aller Dinge. Die Natur ist stärker als der Mensch. Immer noch. Das sind zwei Erkenntnisse nach bald einem Jahr Corona. Mikroskopisch kleine Erreger können die mächtigsten Staaten der Welt aus der Bahn werfen. Das Virus trickst aber auch die Wissenschaften aus. Noch gibt es unter den Forschern keinen Konsens, wie man der neuartigen Seuche am wirksamsten begegnen, was man von ihr halten soll.

Die Politiker werden von den Experten bedrängt, im Dunkeln tappend, Allwissen vorspielend, Anordnungen befehlend. In den Medien dominiert der Sound des Alarms. Wir vermuten, dass die meisten Menschen bereits ihren persönlichen Corona-Filter installiert haben. Man führt sein Leben. Man versucht, nicht krank zu werden. Man hört auf, die Zeitungen zu lesen, und erträgt die Massnahmen und Zumutungen der Politik mit grimmiger Gelassenheit.

Auf der anderen Seite rätseln viele, wie gefährlich das Virus ist. John Ioannidis von der Stanford University hat auf Grund umfangreicher Daten errechnet, dass von den über siebzehnjährigen Infizierten 0,23 Prozent sterben. Das Todesrisiko bei unter siebzehnjährigen Covid-Angesteckten liegt bei lediglich 0,05 Prozent. Das bewegt sich in der Bandbreite der unterschiedlich gravierenden Grippe-Epidemien der letzten Jahre. Die neue Stanford-Studie nennt Covid «weitaus weniger tödlich als angenommen».

Das durchschnittliche Todesalter bei Schweizer Frauen beträgt 86 Jahre, jenes bei Männern 83 Jahre. Beides liegt damit ein Jahr über der durchschnittlichen Lebenserwartung in der Schweiz. 84 Prozent dieser Covid-Toten hatten mindestens eine ernsthafte Vorerkrankung wie hoher Blutdruck, Herz-Kreislauf-Probleme, Krebs oder Diabetes.

Sicher kann man sagen, dass viele staatliche Massnahmen angesichts der Gefährlichkeit von

Covid-19 unverhältnismässig waren. Namhafte Mediziner und Epidemiologen behaupten allerdings, ohne Lockdowns etc. wären weitere Millionen von Corona weggerafft worden.

Gleichzeitig lesen wir, die Tödlichkeit des Erregers nehme laufend ab und es gebe immer bessere Behandlungen. Die vielen anfäng-

*Am wichtigsten ist jetzt, dass der Bundesrat keinen Lockdown bringt. Es würde mehr schaden als nützen.*

lichen Toten hätten wohl auch mit einem zu häufigen Intubieren zu tun. Es stimmt, dass Langzeitschäden bei Covid-19 vorkommen, aber es gibt sie eben auch bei anderen Atemwegserkrankungen wie Lungenentzündungen.

Haben wir wenigstens bei den Masken eindeutige Erkenntnisse? Leider nein. Länder wie Spanien mit der strengsten Maskenpflicht haben steigende Rekord-Testzahlen.

Was machen? Die einen predigen «fokussierten Schutz». Sie sagen, man müsse nur die besonders Gefährdeten abschirmen. Alle anderen sollen sich anstecken, ein normales Leben führen. Namhafte Wissenschaftler unterschreiben diese Strategie. Ebenso prominente Forscher aber warnen, eine «kontrollierte Durchseuchung» werde in die unkontrollierte Katastrophe führen. Beide Lager vertreten ihre Meinung wie eine letzte Wahrheit.

Irgendwo dazwischen taumelt die Politik. Die Linke setzt auf mehr staatliche Einschränkungen. Die Rechten versuchen, gewisse Freiräume offenzuhalten. Eine magische Lösung ist nicht in Sicht. Man wurstelt sich durch und wird das unheimliche Virus bis zum Eintreffen eines Impfstoffs irgendwie durchstehen, «durchseuchen» müssen wie das Drüsenfieber in der Jugend. Angesichts steigender Testzahlen im Herbst ziehen jetzt viele Regierungen die Schraube wieder an mit Lockdowns, Ausgangssperren und mit dem Verbot von Menschenansammlungen.

Der Bundesrat geht mit seinen jüngsten Massnahmen einen Mittelweg zwischen Angst und Augenmass. Das ist nicht unvernünftig. Natürlich kann man Details kritisieren. Die Erklärung der eigenen Strategie – warum machen wir was? – kommt zu kurz. War eine Sondersitzung am Sonntag wie im Krieg angesichts der Harmlosigkeit des Verkündeten notwendig? Trotzdem. Die Regierung hat sich von der rundherum aufbrausenden Herbstpanik nicht anstecken lassen. Eine unrühmliche Rolle spielen die Medien, die jeden neuen Covid-Testfall zum politischen Totalversagen ausrufen. Am wichtigsten ist jetzt, dass der Bundesrat keinen Lockdown verfügt, weil es mehr schaden als nützen würde. R. K.

Bei uns ist kein Kunde König. Unsere Patienten sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



## Micheline Calmy-Rey, Reinhard Mohr, Olivier Jornot, Michael Wendler

In einer bemerkenswerten Einschätzung für die *Weltwoche* äussert die frühere Aussenministerin Micheline Calmy-Rey (SP) in Bezug auf das EU-Rahmenabkommen Bedenken wegen zu raschen Handelns. Bei allem Verständnis für jene Kreise, die sich mittels Rahmenabkommen ein geordnetes Verhältnis zur EU erhoffen, warnt Calmy-Rey davor, jetzt nach Brüssel zu rennen und um jeden Preis zu unterschreiben. Denn im Inland gebe es für den Vertrag keine Mehrheit, wir sollten den Briten den Vortritt lassen – und wir Schweizer müssten zu einem internen Konsens gelangen, während wir mit der EU im konstruktiven Dialog bleiben. *Seite 6*

Vermutlich zu Unrecht gelten die Deutschen als tendenziell humorlos. Denn bis vor kurzem galt der Humorstandort Deutschland als Bühne für eine ganze Reihe brillanter Protagonisten. Allerdings scheint sich in letzter Zeit Unmut in der Komödiantenszene auszubreiten. Schuld ist eine grassierende humorfeindliche Beflissenheit, ein oberflächlicher Tugendkult, der für Komiker bisweilen recht gefährlich werden kann. Reinhard Mohr hat sich in der Szene umgehört, mit prominenten Künstlern gesprochen. Wir freuen uns, den früheren *Spiegel*-Mann als Autor wieder in der *Weltwoche* zu begrüssen. *Seite 34*

Der bislang einzig bekannte Bewerber um die Nachfolge von Bundesanwalt Michael Lauber ist der Genfer Generalstaatsanwalt



*Den Briten den Vortritt lassen:*  
alt Bundesrätin Calmy-Rey.

Olivier Jornot. Seine schillernde Vergangenheit dürfte bei der Gerichtskommission und im Parlament noch zu reden geben. Denn nächtliche Eskapaden, eine feuchtfröhliche Autofahrt, Beziehungen zu untergebenen Staatsanwältinnen und eine (allerdings länger zurückliegende) tätliche Auseinandersetzung deuten auf ein bewegtes Vorleben hin. Die Linken dürften dem FDP-Mann mit

dem Übernamen «Sheriff» eine allzu resolute Strafverfolgung vorwerfen – und seine politischen Anfänge bei den rechtspopulistischen «Vigilants» erst recht. *Seite 38*

Er selbst hielt sich sowieso für den Grössten, für den König des Popschlagers, und eine Zeitlang kreiste er ziemlich hoch oben am Schlagerhimmel: Michael Wendler, 48. Er war lange das Grossmaul unter den Schlagersängern, dann begann sein Stern zu schwächeln – bis zu jenem Moment, als die Liebe zur achtzehnjährigen Laura Müller etwas Musik und grosse Töne in sein Leben brachte. Die beiden wurden Internetstars, Promi-Proleten, Geld floss, Wendler kam dem Himmel wieder näher. Dann sprach er plötzlich über Corona-Lügen und verlor mehr als seine Stimme. *Seite 64*

Globalisierung ist ein Reizwort unserer Tage. Für die einen steht sie für seelenlose Profitmaximierung, andere sehen in ihr die Abgehobenheit internationaler Eliten. Beides findet Ausdruck in der Konzernverantwortungsinitiative. Gegen diese negativen Deutungen setzt die *Weltwoche* einen Kontrapunkt. Wir zeigen auf, dass die Globalisierung Freihandel bedeutet und damit mehr Wohlstand für alle. Unser Spezialheft ist ein Plädoyer für den globalen Austausch von Gütern, der mehr beinhaltet als ein Wirtschaftsprojekt, nämlich das friedliche Nebeneinander aller Länder und Völker.

*Ihre Weltwoche*

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Risiken der Corona-Politik: Seite 12



Vision der grünen Alpen: Seite 20



Vergöttert: Aung San Suu Kyi: Seite 16

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 6 Eilmeldung  
Aufregung um das Rahmenabkommen
- 7 Im Auge Clarke Gayford
- 8 Tagebuch Christian Dorer
- 9 Bern Bundeshaus  
Geschichte einer Demontage
- 11 Blick in die Zeit
- 12 Politik der Angst Nebenwirkungen  
der Corona-Massnahmen
- 14 Personenkontrolle
- 14 Strassburger Machtanmassung
- 15 Peter Bodenmann  
Mehr als Wermuths-Tropfen
- 16 Aung San Suu Kyi  
Myanmars gefangene Prinzessin
- 18 Schafft Pro Helvetia ab  
Die Kulturstiftung hat sich überlebt
- 19 Herodot
- 20 Schweiz ohne Gletscher  
Das Eis schmilzt dahin
- 22 Sprengstoff Brisante Dokumente  
über Joe und Hunter Biden
- 23 Katharina Fontana  
Klimahelden statt Richter
- 24 «Jeder weiss, dass wir richtigliegen»  
Ungarns Aussenminister Péter Szijjártó
- 27 Digitaler Flop  
Die Frankfurter Buchmesse

- 27 Mörgeli Glitschiges Paarlaufen
- 28 Sex, Gewalt und Alkohol  
Bundesanwaltskandidat Olivier Jornot
- 30 Lehrer sind Zielscheiben  
Hat Frankreich kapituliert?
- 32 Auf dem Land lebt sich's besser  
Essay von Cora Stephan
- 33 Kurt W. Zimmermann  
Requiem auf die 68er
- 34 Humorstandort Deutschland am Ende?  
Analyse von Reinhard Mohr
- 35 Inside Washington  
Mediales Blackout
- 36 Amy Coney Barrett  
Trumps Supreme-Court-Kandidatin
- 37 Henryk M. Broder Monika Maron  
und der Stein des Anstosses
- 38 Unternehmertum im Überlebenskampf  
Wirtschaft im Banne der Corona-Politik
- 40 Leserbrief
- 41 Nachruf René Felber
- 42 Beat Gygi  
Egoistisches China

## LITERATUR UND KUNST

- 43 Ikone der Woche  
Caspar David Friedrich
- 44 Darum Shakespeare!  
Die Faszinationskraft seiner Werke
- 46 Bücher der Woche Peter Stamm,  
Heinrich August Winkler, Iwan Bunin,  
Cilette Ofaire

- 49 Die Bibel
- 50 Kunst «Sehnsucht Natur – Sprechende  
Landschaften in der Kunst Chinas»
- 52 Film «The Assistant»
- 53 Klassik Marina Rebeka
- 53 Alben für die Ewigkeit  
Guns n' Roses: «Appetite for Destruction»
- 54 Pop Archive
- 55 Theater Saisonöffnung in Wien
- 55 Jazz Alexander von Schlippenbach

## LEBEN HEUTE

- 56 Wunderbare Welt
- 56 Unten durch
- 57 Fast verliebt
- 58 Sehnsuchtsorte
- 59 Lebensläufe
- 59 Thiel
- 60 Essen
- 60 Wein
- 61 Auto
- 61 Objekt der Woche
- 62 Zeitzeichen
- 62 Fragen Sie Dr. M
- 63 Tee mit ...  
Hanum Ibrahimova
- 64 Spiel mir das Lied vom Tod  
Drama um Michael Wendler
- 66 Tamara Wernli Hexenjagd

# Aufregung um das Rahmenabkommen

Ich halte es für eine schlechte Idee, nach Brüssel zu rennen und um jeden Preis diesen Vertrag zu unterzeichnen. Wir sollten uns Zeit nehmen, um uns intern auf etwas zu einigen.

Micheline Calmy-Rey

Am 27. September hat das Schweizervolk die sogenannte Begrenzungsinitiative der SVP klar abgelehnt und sich damit zu den bilateralen Verträgen bekannt, die das Verhältnis der Schweiz zur EU regeln. Doch plötzlich herrscht grosse Aufregung: Die EU gebärdet sich ungeduldig, sie erwartet von der Schweiz, dass sie sich der EU annähert und rasch ein Rahmenabkommen unterschreibt, über das man lang verhandelt hat, kurz, der Bundesrat wird gedrängt, vorwärtzumachen.

**Es muss gründlich neu verhandelt werden**

Die Schweiz gerät ganz aus dem Häuschen. Stimmt schon, die EU ist beeindruckend, sie ist einflussreicher und stärker als wir (da steht ein Markt von 500 Millionen potenzieller Konsumentinnen und Konsumenten schweizerischer Produkte unseren mickrigen 8 Millionen gegenüber), und deshalb lassen sich gewisse Kompromisse nicht vermeiden. Die Journalisten, die Think-Tanks und die Wirtschaftsverbände fuchteln mit den Heugabeln. Die Situation ist wegen der Covid-Pandemie ohnehin schon angespannt. Ist es da klug, die EU zu reizen, indem man weiterhin trödelt? Können wir eine so unsichere Situation riskieren?

Der Bundesrat hat versprochen, mit Brüssel strittige Punkte zu klären. Doch dieses Versprechen genügt nicht. Die Sozialpartner warnen: Dieses Abkommen hat vor dem Schweizervolk keinerlei Chance. Es muss gründlich neu verhandelt werden. Einerseits würden durch das geplante Abkommen die Arbeitsbedingungen und der Lohnschutz in höchstem Masse bedroht, andererseits will das bürgerliche Lager nichts zu tun haben mit der Unionsbürgerrichtlinie, und die Kantone verurteilen das von der EU geforderte Verbot staatlicher Beihilfe für Unternehmen. Einig sind sich alle darüber, dass im geplanten Abkommen die Souveränität der Schweiz gefährdet würde durch ihre Unterstellung unter den Europäischen Gerichtshof im Falle von Streitigkeiten. Tatsächlich würden alle Errungenschaften der jahrelangen fruchtbaren Zusammenarbeit der Schweiz mit der EU zunichtegemacht, wir wür-



*Eine Sache der Geduld und des Scharfsinns.*

den nicht anders behandelt als jedes beliebige Drittland, dem Kontrollen und verbindliche Stellungnahmen des Europäischen Gerichtshofs aufgezwungen werden, was die Anwendung europäischen Rechts betrifft. Noch schlimmer ist, dass man uns droht, unseren Zugang zum europäischen Markt einzuschränken, uns fernzuhalten von europäischen Forschungs- und Bildungsprojekten und was weiss ich noch alles.

## Keine Eile

Wie dem auch sei, ich halte es für eine schlechte Idee, nach Brüssel zu rennen, um sich zu entschuldigen und um jeden Preis dieses Abkommen so rasch wie möglich zu unterzeichnen. Und zwar aus drei Gründen:

1. Das geplante Abkommen vermag intern nicht zu überzeugen. Wie soll man vernünftige Verhandlungen führen können, wenn die Schweizer (um nicht zu sagen: der Bundesrat) sich nicht einig sind? Das ist von vornherein aussichtslos. Man stelle sich vor, ich wäre im Bundesrat Aussenministerin, würde nach Brüssel rennen,

das Abkommen unterschreiben, es dem Parlament vorlegen, es käme zu einer Abstimmung – und das Volk lehnte es ab. Dann stünden wir ganz schön belämmert da. Blicke uns dann nur noch der Beitritt zur EU?

2. Schauen wir doch mal, was die Briten für sich herausholen. Auch sie wollen sich nicht dem Europäischen Gerichtshof unterstellen lassen. Lassen wir sie den Schneepflug spielen, und wünschen wir Mister Johnson dabei viel Glück.

3. Es herrscht überhaupt keine Eile. Nehmen wir uns Zeit, um uns intern auf etwas zu einigen, und halten wir gleichzeitig einen konstruktiven Dialog mit der EU aufrecht. Sie hat sich zu klärenden Gesprächen bereit erklärt. Führen wir diese. Diplomatie ist schliesslich nichts als eine Sache der Geduld und des Scharfsinns.

Micheline Calmy-Rey war von 2003 bis 2011 Bundesrätin und Vorsteherin des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten.

Aus dem Französischen von Thomas Bodmer

# Mann zum Fischen

Sie ist eine Glücksnatur. Jacinda Ardern, erst 40, hat wenig Corona in ihrem Land am andern Ende der Welt, das sonst viele Plagen kennt: Erdbeben, Vulkanausbrüche, Tsunamis. Sie schaffte, entgegen den Prognosen, ihre Wiederwahl als neuseeländische Regierungschefin sogar mit absoluter Mehrheit. Und sie liebt ihren First Man, der, wenn er kann, am Nachmittag zum Fischen oder Surfen verschwindet.

Als er zehn war, kannte er schon alle Fischnamen auf Englisch, Lateinisch und Maori. Clarke Gayford, heute 43, wurde ein vertrautes Fernsehgesicht, der Experte für Meeresbiologie, der eine Serie über aussterbende Fische und – «mit meinem letzten Geld» – die Sendung «Fish of the Day» produzierte, die er dann in 35 Länder verkaufte.

Er präsentierte auch eine Gameshow, und, eher atypisch für Bildschirmprominente, er beklagte sich beim Abgeordneten seines Wahlkreises ahnungslos über die schwindende pri-



Clarke Gayford: Neuseelands Prinzgemahl.

vacy im Lande. Der Politiker antwortete nicht einmal, sondern schickte eine junge Parteikollegin zum Gespräch. Sie trafen sich beim Kaffee, und draussen hinter der Glasfront tummelten sich verspielt die Wale wie in einem riesigen Aquarium. Die Folge ist ziem-

lich bekannt. Sie gingen sich gegenseitig ins Netz.

Als Jacinda Ardern Vorsitzende der Labour Party wurde, segelte Clarke Gayford unerreichbar auf offenem Meer. Sie wurde im Jahr 2017 Chefin einer Minderheitsregierung und im Jahr danach Mutter im Amt, das neben der nationalen Sicherheit auch ein Ressort umfasste, das es sonst nirgendwo gibt: «Vulnerable Children», Fürsorge für Waisen, Elendskinder.

Als sie schwanger war, trug sie auf Staatsbesuch bei der Queen im Buckingham Palace einen offenen Maori-Federmantel, der ihren Babybauch ausstellte; er, der Allwetter-Naturbursche, verkleidete sich mit Smoking und Fliege. «Er bleibt zu Hause und hütet das Kind», erklärte sie das private Programm. Die einzige der versprochenen Reformen, die ihr gelang, spotteten die Konservativen: die Armut Neuseelands an Kindern zu bekämpfen. Sie wollen bald heiraten.

## BARTAK



# TAGEBUCH

Christian Dorer



**E**in Chefredaktor hat im Prinzip sechs Jobs: Er bestimmt die Linie, er schreibt selber, er stellt Leute ein, er verwirklicht Strategien, er gibt seinem Blatt ein Gesicht – und er ist der Blitzableiter für alle, die sich über irgendetwas ärgern, was beim *Blick* halt ab und zu vorkommt.

Die *Blick*-Gruppe ist das publizistische Herzstück von Ringier, und dieses Herz schlägt kräftig: 2021 kommt der *Blick* in der Westschweiz heraus. Eine zwanzigköpfige Redaktion wird in Lausanne eine französischsprachige Ausgabe von *Blick.ch* produzieren. Das macht uns publizistisch stärker – und attraktiver für Werbekampagnen in der gesamten Schweiz. Die Mailbox meines künftigen Westschweizer Chefredaktors Michel Jeanret läuft bereits über von Gratulationen und spontanen Bewerbungen.

**S**amstag, 10. Oktober. Ich ärgere mich über den Westschweiz-Korrespondenten des *Tages-Anzeigers*, der in einer Radiosendung behauptet hat, der *Blick* sei vor allem plump und sexistisch und schnüffle im Privatleben Prominenter herum. Entweder ist der Mann aus vorausseilendem Konkurrenzneid blind – oder er hat den *Blick* seit Jahren nicht gelesen. Sonst wäre ihm aufgefallen, wie abgedroschen seine Klischees sind. Wir berichten längst über alles und bringen auch Themen, bei denen man früher gesagt hätte: «Das interessiert *Blick*-Leser nicht!» Die *Blick*-Leserschaft im digitalen Zeitalter bildet einen repräsentativen Querschnitt der Bevölkerung: Online erreichen wir werktags mehr als eine Million Nutzerinnen und Nutzer, mit der gedruckten Ausgabe 426 000. Ein Erklärstück über Alexander Lukaschenko, die Konzern-

verantwortungsinitiative oder der Goldpreis: All das funktioniert auf *Blick.ch* prima!

**S**onntag, 11. Oktober. Jetzt aber endlich eine Woche Ferien: Zwei Tage vor der Abreise fiel die Wahl auf Griechenland. Die Flight-Attendants sind regelrecht aufgekratzt vor Freude über den seltenen Einsatz, die Hotelangestellten zuvorkommender denn je, die Akropolis ist Touristen-, Hellas beinahe Corona-frei.

Der Wettergott scheint den Griechen mal wieder wohlgesinnt, das Leben spielt sich noch Mitte Oktober draussen ab. Von nachlässigen «Pleite-Griechen» (der Ausdruck stammt von *Bild*, nicht vom *Blick*) keine Spur: Drinnen trägt jeder hochdiszipliniert Maske, überall gibt es Desinfektionsmittel, keiner vermisst das Frühstücksbuffet. Die Strände sind traumhaft, ich lese Ramita Navais grossartiges Buch «Stadt der Lügen» über das Leben in Teheran, das mir Viktor Giacobbo geschenkt hat. Es verstärkt meine Sehnsucht nach wirklich fernen Ländern ...

**M**ittwoch, 14. Oktober. Es scheint ein Naturgesetz zu sein, dass spätestens drei Tage nach meiner Abreise in die Ferien zu Hause ein Notfall eintrifft. Krisentelefone mit Geschäftsleitung und Tagesleitern wegen explodierender Corona-Zahlen. Wir beschliessen, dass der Newsroom wieder weitgehend im Home-Office arbeitet. Und dass der *Blick* Klartext spricht – ohne Panik zu schüren. Denn auch diese zweite Welle ist zu schaffen, weshalb wir die positiven Nachrichten nicht vergessen dürfen.

**D**onnerstag, 15. Oktober. Ich wundere mich über die *Weltwoche*. Der *Blick* habe «ein staatliches Verbot von «falschen» Covid-Meinungen gefordert», heisst es da. Dabei beweist jeder

*Blick* in den *Blick*: Wir sind und waren für den Widerstreit der Meinungen. Ich frage also Roger Köppel, wie die *Weltwoche* auf ihre Aussage kommt – und er bietet mir dieses «Tagebuch» an, um darauf zu antworten. Vielen Dank, lieber Roger!

Wenn wir tatsächlich einen Fehler machen, dann ärgert mich das, auch am Strand von Griechenland. Die Online-Schlagzeile über einen 45-Jährigen, gegen den wegen Sex mit einem 14-jährigen Mädchen ermittelt wird, das tot in seiner Wohnung gefunden wurde, nennt den Verdächtigen beschönigend «Lover» des Opfers ... Diesen Shitstorm auf Twitter haben wir verdient!

**M**ontag, 19. Oktober. Interview mit Fifa-Präsident Gianni Infantino. Zum ersten Mal äussert er sich über die Treffen mit dem Bundesanwalt. Fussballchef Andreas Böni und ich befragen Infantino zwei Stunden lang am Fifa-Hauptsitz. Ein Privileg unseres Jobs ist, dass wir alle Schweizer Persönlichkeiten direkt treffen können, um uns ein Bild zu machen.

Und noch ein neckisches Beispiel für den Chefredaktor als Blitzableiter: Ein Regierungsrat ist unzufrieden mit einer Recherche der *Blick*-Bundeshausredaktion. Als ich ihn an unsere Politikchefin verweise, droht er, nie wieder mit mir zu reden: «Ich bin Regierungsrat, und wenn Sie das Gespräch verweigern, dann gilt das ab jetzt. Wenn Sie die Hosen voll haben, auch.» Ich antworte ihm, mir sei schon Furchteinflössenderes begegnet als ein Politiker, der die Contenance verliert.

Christian Dorer ist Chefredaktor der *Blick*-Gruppe.



# Geschichte einer Demontage

Das Kesseltreiben gegen Chefunterhändler Roberto Balzaretto ist ein Stellvertreterkrieg. Eigentlich richtet es sich gegen Ignazio Cassis.

Wenn in der Schweiz Verhandlungen mit der EU nicht mehr in die politische Grosswetterlage passen, muss der Chefunterhändler gehen. Das hat schon fast Tradition. Letzte Woche erwischte es nach Yves Rossier und Pascale Baeriswyl (Jacques de Watteville rettete sich in die Pensionierung) nun auch Staatssekretär Roberto Balzaretto. Sein Chef Ignazio Cassis gab bekannt, der Bundesrat habe «auf seinen Antrag hin Botschafterin Livia Leu zur Staatssekretärin des Aussendepartements ernannt». Sie sei ab sofort neue Chefunterhändlerin für die Nachverhandlungen mit der EU. Roberto Balzaretto werde neuer Botschafter in Paris.

Die Bekanntmachung war eigentlich bloss noch eine Formalität, das Schicksal des Tessiner Topdiplomaten war seit Monaten besiegelt. Balzaretto hat sich den Zorn des Gewerkschafters und SP-Ständerats Paul Rechsteiner, des früheren SP-Nationalrats Rudolf Strahm, des CVP-Präsidenten Gerhard Pfister und anderer zugezogen, weil er den von ihm ausgehandelten Rahmenvertrag in den Medien als bestmögliches Resultat pries: «Ein Rahmenabkommen ist das Öl, welches das System am Laufen hält. Und es öffnet die Tür für die Verhandlung neuer Marktzugangsabkommen, welche im Interesse des Landes sind», frohlockte Balzaretto in der Wirtschaftszeitung *Bilanz* – obwohl auch der Gesamtbundesrat den Vertrag nicht goutierte. Spätestens nach diesem Medienauftritt hatte der Staatssekretär das Vertrauen des Bundesrats verspielt.

## Gescheiterte Personalrochade

Das machte der damalige Bundespräsident Ueli Maurer im Frühling 2019 klar, als er an der SVP-Delegiertenversammlung gefragt wurde, was er von der Informationsoffensive des Staatssekretärs halte. Maurers Antwort: Der Bundesrat habe Balzaretto angewiesen, keine Interviews mehr zu geben und auf öffentliche Auftritte zu verzichten. In den Medien wurde derweil bereits über mögliche Nachfolger spekuliert. Im Gespräch war unter anderem der Chef des Bundesamtes für Migration, Mario



Wann drückt er den Reset-Knopf? Bundesrat Cassis.

Gattiker, obwohl dieser schon vier Jahre zuvor zu verstehen gegeben hatte, dass ihn der Job als Chefunterhändler nicht interessiere.

Balzaretto hatte sich mit seinen Lobeshymnen auf den Rahmenvertrag ins Abseits manövriert. «Er hätte sich selbst dann desavouiert, wenn er bei Nachverhandlungen mit der EU-Kommission Zugeständnisse herausgeholt hätte», sagt ein früherer Spitzendiplomat. Das war auch Aussenminister Cassis bewusst, der be-

*Seit er im Amt ist, hackt vor allem die SP auf ihm herum – weil er die Aussenpolitik neu strukturiert hat.*

tont, er habe Livia Leu höchstselbst aus Paris geholt. Nur hatte Cassis laut regierungsnahen Kreisen anfänglich andere Pläne mit Leu. Die vielgelobte Botschafterin hätte demnach die Direktion für europäische Angelegenheiten sowie die Verhandlungen mit der EU leiten, Balzaretto zum EDA-Staatssekretär aufrücken sollen. Doch für eine solche Personalrochade gab es im Bundesrat keine Mehrheit.

Es war eine unheilige Allianz der Bundesräte Karin Keller-Sutter (FDP), Ueli Maurer (SVP) sowie Alain Berset und Simonetta Sommaruga (beide SP), die Cassis einen Strich

durch die Rechnung machte. Dabei sei es ihm immerhin gelungen, überhaupt einen Vertrag abzuschliessen, hält Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter fest. Über die roten Linien des Bundesrates – Lohnschutz, Unionsbürgerrichtlinie und staatliche Beihilfen – durfte er nicht verhandeln. Balzaretto stolperte also über die Steine, die ihm der Bundesrat in den Weg gelegt hatte.

## Frischer Wind im EDA

Das heftige Kesseltreiben gegen Balzaretto sehen besonders FDP-Parlamentarier auch als Stellvertreterkrieg. Eigentlich richtet es sich gegen den Aussenminister. Seit dieser im Amt ist, hackt vor allem die SP auf ihm herum – weil er die Aussenpolitik neu strukturiert, die Wirtschaft in den Vordergrund gestellt, die Menschenrechtsabteilungen zurückgestuft sowie die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit auf mehr Effizienz getrimmt hat. Beim Rahmenvertrag warfen ihm die Gewerkschaften vor, er wolle den Lohnschutz schleifen. Immerhin bringt dieser Aussenminister die Europapolitik erstmals seit Jahren wieder in Einklang mit der Innenpolitik.

Vorgänger Didier Burkhalter reiste lieber in der Welt herum, als sich um die Knochenarbeit und die Details beim Rahmenvertrag zu kümmern. Wenn sich Bundesräte nach der EU-Politik erkundigten, wiegelte er ab. Und als er im Frühling 2017 nicht mehr weiterwusste, schmiss er den Bettel hin. Cassis sorgte für frischen Wind im EDA und für Transparenz bei den Verhandlungen zum Rahmenvertrag. Nach langem Hin und Her lag endlich ein Vertragsentwurf vor. Die Kritik daran hat seither eher zugenommen.

Es sind nicht mehr bloss Lohnschutz, Unionsbürgerrichtlinie und staatliche Beihilfen; für frühere Spitzendiplomaten des Bundes wie Michael Ambühl droht mit dem vertraglich festgelegten Streitschlichtungsverfahren ein unangemessener Souveränitätsverlust. Inzwischen sind selbst SP-Vertreter der Meinung, Cassis solle beim Rahmenabkommen endlich den einst versprochenen Reset-Knopf drücken.



Bilder: © Nordsee Schleswig-Holstein

## Leserreise «Husum, Halligen und Halbinsel Eiderstedt» Auf den Spuren von Theodor Storm

Erholung und Erlebnis paaren sich in Husum, der direkt an der Nordsee gelegenen Heimatstadt Theodor Storms. Auf der 6-tägigen Exkursion erleben Sie die Gezeiten mitten im Ort, denn der Binnenhafen ragt bis in die Innenstadt hinein. Sie wohnen im Geniesser-Hotel «Altes Gymnasium» und geniessen den Charme der alten Schule.

Das Hotel «Altes Gymnasium» in Husum befindet sich in zwei ursprünglich als Gymnasium errichteten Backsteingebäuden aus dem 19. Jahrhundert. Die ehemaligen Klassenzimmer des 1867 errichteten Schulhauses wurden zu gemütlichen, äusserst komfortablen Zimmern und Suiten umgebaut.

Husum erkunden Sie sogleich nach der Ankunft. Auf die Spuren Theodor Storms begeben Sie sich am darauffolgenden Tag Ihrer Reise. In Husum wurde der Schöpfer der berühmten Novelle «Der Schimmelreiter» geboren, hier hat er einen grossen Teil seines Lebens verbracht. Auf der literarischen Führung erleben Sie «die graue Stadt am Meer» mit seinen Augen.

Für unvergessliche Eindrücke sorgen die wunderschöne nordfriesische Reetdach-Architektur und das Unesco-Weltnaturerbe

Wattenmeer. Zauberhaft ist die Grachtenrundfahrt in Friedrichstadt, faszinierend die Führung im Multimar-Wattforum in Tönning und spektakulär der zwölf Kilometer lange Sandstrand in St. Peter-Ording. Auf der Hanswarft wird Ihnen in der Schutzstation Wattenmeer diese besondere Landschaftsform anschaulich gezeigt.

Eine fakultative Schifffahrt zur Hallig Hooge bietet Ihnen die Möglichkeit, hier eine ganz besondere Lebensart zu entdecken. Selbstverständlich steht auch ein Ausflug zur Insel Sylt auf Ihrem Programm. Die einzigartige Naturlandschaft wird Sie ebenso begeistern wie das gesamte Reiseprogramm.

### Platin-Club-Spezialangebot

#### Leserreise «Husum, Halligen und Halbinsel Eiderstedt»

**Datum:**  
2. bis 7. Mai 2021

- Leistungen:**
- Flug Zürich–Hamburg–Zürich
  - Hoteltransfer
  - 5 Übernachtungen mit Halbpension im Hotel «Altes Gymnasium»
  - Austernverkostung mit Prosecco
  - Stadtrundgang Husum
  - Ausflug «Weltnaturerbe Wattenmeer» inkl. Grachtenrundfahrt
  - Ausflug «Nordseeinsel Sylt»
  - Ausflug «Auf den Spuren von Theodor Storm»
  - Qualifizierte Reiseleitung
  - Reiseunterlagen, Insolvenzversicherung

**Preis:**  
Für Weltwoche-Abonnenten: Fr. 1770.–  
Für Nicht-Abonnenten: Fr. 2070.–  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 280.–

**Zusätzlich buchbar:**  
Ausflug «Zwischen Alltag und Land unter auf der Hallig Hooge» (Fr. 140.–)

**Buchung:**  
Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 091 752 35 20 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

**Veranstalter:**  
Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

# BLICK IN DIE ZEIT



In der Politik gewinnt, wer eine überzeugende Erzählung liefern kann, ein «Narrativ», früher hätten die politischen Theoretiker «Mythos» gesagt. Ein Mythos ist eine Geschichte, die die Menschen bewegt, weil sie ihnen Wahrheiten erzählt, an die sie glauben wollen, an die sie glauben können. Der stärkste Mythos, überzeugend vorgetragen, bringt den Sieg.

Bei den letzten US-Wahlen trumpfte Donald Trump mit der Story des Aussenseiters, der den korrupten Sumpf in Washington aushebt. Die Wähler glaubten ihm, aber die Sumpfbewohner, darunter die Medien, waren überhaupt nicht amüsiert. Verständlich. Unter Giftdämpfen bäumte sich der Sumpf gegen den Eindringling auf.

Bis jetzt vergeblich. Trumps grösste Leistung besteht darin, dass er immer noch im Amt ist. Er überlebte alle Angriffe, auch die hinterhältigsten. Nicht einmal das Coronavirus konnte den 74-Jährigen fällen. Trumps Fähigkeit, unter Dauerattacken zu bestehen, ist bewundernswert. Allein dafür sollte man ihn wiederwählen.

Seine Politik? Gut. Viel besser, als die Medien behaupten. Trump senkte die Steuern, kappte Regulierungen, holte Industriejobs zurück. Gegen das neue Frömmertum der politischen Korrektheit und der «Wokeness» verteidigt er die freie Rede. Seine Aussenpolitik führte, unter anderem, zu den ersten Friedensverträgen im Nahen Osten seit bald dreissig Jahren.

Der Mythos der Trump-Gegner ist, dass mit Trump nicht nur der grösste Vollidiot der amerikanischen Geschichte Einsitz nahm im Weissen Haus, sondern auch ein Nazi, ein Rassist und Landesverräter, der

sich in russischen Bordellen von Putin kaufen liess. Nichts davon ist wahr, trotzdem tragen es die Medien seit Jahren in die Welt hinaus.

Die Ironie ist, dass die Zeitungen und Portale am meisten leiden werden, wenn Trump die Wahl nicht schafft. Er bescherte ihnen Traumquoten und Schlagzeilen à discrétion. Trump ist unterhaltsamer als Hollywood, und er ist die bessere Story als Joe Biden, der auch deshalb in allen Umfragen vorne liegt, weil es gefährlich geworden ist, öffentlich für Trump zu sein.

Die Verachtung, mit der das Establishment den Aussenseiter Trump abstrafte, ist die pure Arroganz der Macht. Dahinter steckt die noch

## *Die Verachtung des Establishments für Trump und seine Wähler ist die pure Arroganz der Macht.*

grössere Verachtung seiner Wähler. Der Grund ist einfach. Trump legte sich nicht nur mit den Mächtigen an und mit ihrer Inquisition, den Medien. Er besiegte sie. Seine Abwahl wäre ihre Rache, ihr Triumph. Auch deshalb sollte man Trump die Stimme geben.

Die Schweizer haben Corona satt. Man fügt sich den Anordnungen, ohne an die Wirksamkeit zu glauben. Die Politik ist ein Bündel von Widersprüchen. Nur ein Beispiel: Amateursportler müssen in den Umkleidekabinen Gesichtsmasken tragen, nicht aber während des Trainings in der Halle mit Zweikämpfen und Körperkontakt.

Einmal abgesehen davon, dass der Bundesrat stillschweigend seine Strategie abänderte vom Abflachen der Kurven zur Null-Ansteckungs-Politik mit Masken und Abstandhalten: Wenn

man auf diese Art die Ausbreitung des Virus eindämmen will, warum lässt man gleichzeitig die Nachtclubs offen, die doch ausschliesslich davon leben, dass die Besucher keinen Abstand halten, sondern im Gegenteil sich vor allem näher kommen wollen? Man erlaubt Massenveranstaltungen, nötigt aber Leute, die in den Bergen ein menschenleeres Lebensmittelgeschäft betreten, eine Maske anzuziehen.

Die Politik ist überfordert. Die Behörden pendeln zwischen Laisser-faire und Covid-Despotismus. In der Schweiz ist es weniger extrem als anderswo, weil die direkte Demokratie die Mächtigen mässigt, diszipliniert. In Frankreich oder Italien können die Regierungen fast alles entscheiden. In der Schweiz könnten sie es aufgrund des Epidemiengesetzes auch, aber der Bundesrat, man merkt es, bemüht sich, weil er muss, um Rücksicht.

Trotzdem sprechen immer mehr Leute von Verhältnisblödsinn. Das zumindest ist der Eindruck. Eigentlich müsste sich die Politik aus der Verantwortung für die Gesundheit der Bevölkerung zurückziehen. Weil aber die Medizin inzwischen am Staat hängt und alles nach finanziellen Entschädigungen ruft, geht auch das nicht. Der Staat zahlt. Und wer zahlt, befiehlt.

Was ist eigentlich der Unterschied zwischen «Leitkultur» und «Cancel Culture»? Ist «Cancel Culture» die neue linke Leitkultur? Oder heisst Leitkultur, ein Begriff von rechts, dass man alles streichen muss, was der Leitkultur zuwiderläuft? Streichen wir «Leit-» und «Cancel». Einigen wir uns auf Kultur. Das heisst Vielfalt.

# Politik der Angst

Der Bundesrat erhofft sich von der allgemeinen Maskenpflicht eine beruhigende Wirkung. Die Nebenwirkungen werden ignoriert.

Alex Baur

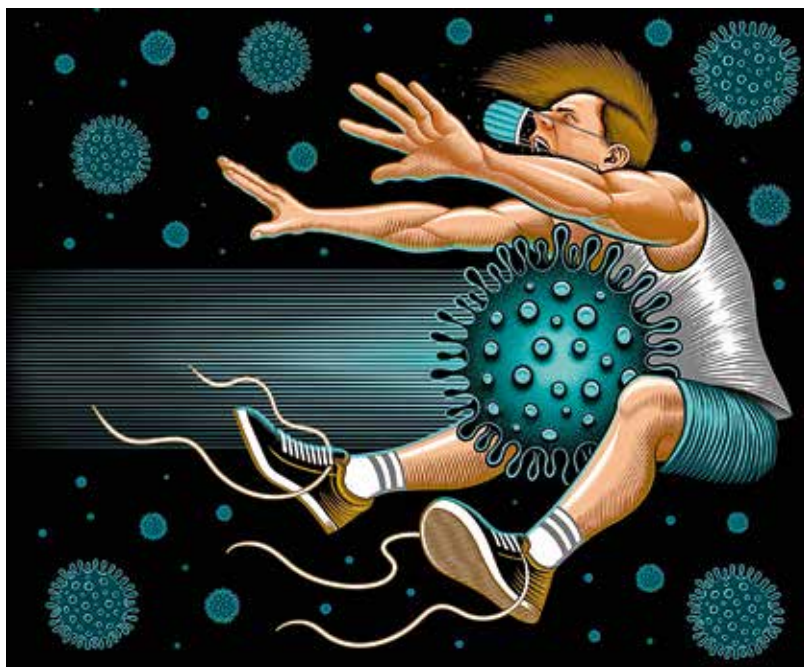
Das Video war ein publizistischer Super-spreader. Am 14. Oktober setzte das Spital Schwyz einen Aufruf unter dem Motto «Es ist Zeit zu reagieren» ins Netz, der sofort viral ging. Mit dramatischen Worten («Bald können wir das nicht mehr stemmen»), musikalisch unterlegt und sekundiert vom maskierten Personal, beschwört Spitaldirektorin Franziska Föllmi die Bevölkerung: Wenn wir nicht sofort handeln, gerät die Lage ausser Kontrolle. Die Kernbotschaft wird wie ein Refrain mehrmals wiederholt: «Tragen Sie die Maske – in Geschäften und Schulen, überall.»

Der Alarmruf aus Schwyz wurde von den grossen Medienhäusern, welche die ominöse «zweite Welle» seit Wochen beschwören, kritiklos aufgesogen und weiterverbreitet. Niemand schien sich zu fragen, ob es sich um eine offizielle Verlautbarung handelte oder eine private Meinungsäusserung. Immerhin steht das Spital Schwyz faktisch unter der Kontrolle des Kantons.

## Föllmis eigenmächtiges Vorpreschen

Föllmi machte im Interview mit dem *Boten der Urschweiz* keinen Hehl daraus, dass sie die Politik unter Druck setzen wollte: «Es ist eine massive Kritik. Wir haben letzte Woche mehrmals dringlich appelliert, die Maskenpflicht einzuführen.» Doch weder der Kantonsärztliche Dienst noch die zuständige Regierungsrätin Petra Steimen-Rickenbacher (FDP) hätten ihr Folge geleistet. Allerdings hatte das Schwyzer Parlament am 13. Oktober, also am Tag vor dem Videoalarm, eine partielle Maskenpflicht verhängt. Doch diese ging Föllmi und ihrer Belegschaft offenbar zu wenig weit.

Föllmis eigenmächtiges Vorpreschen ist kein Einzelfall. Seit Anfang der Corona-Krise treiben einzelne Exponenten des öffentlichen Bildungs- und Gesundheitsapparates via Medien die Landesregierung vor sich her. So forderte Martin Ackermann, Chef der nationalen Corona-Task-Force, nach dem Alarmsignal aus Schwyz via NZZ eine generelle Maskenpflicht. Noch am Sonntagmorgen, während



Apokalyptischen Prophezeiungen.

der Bundesrat über Notmassnahmen beriet, forderte der Berner Chefarzt Aris Exadaktylos via SRF namens der Notfallmediziner ultimativ «schnelle, eingreifende, flächendeckende und überregionale Massnahmen zur Eindämmung dieses Covid-Flächenbrandes».

Die Beschlüsse der Landesregierung fielen weniger radikal aus als gefordert. Der gutschweizerische Kompromiss halt. Mit der landesweiten Maskenpflicht hatten die Warner

## Die Maske ist das Wahrzeichen der Scharfmacher im Kampf gegen die Skeptiker.

allerdings einen wichtigen psychologischen Sieg errungen. Als es im letzten März darum ging, den Shutdown durchzusetzen, spielten sie den Nutzen der Masken im nicht-medizinischen Bereich noch herunter: nicht erwiesen, vermittelt falsche Sicherheit! Doch

ein halbes Jahr später ist plötzlich alles ganz anders. Die Maske ist das Wahrzeichen der Scharfmacher im Kampf gegen die Skeptiker. Ihre Funktion ist pädagogischer Natur: Dem Bürger soll tagaus, tagein vor Augen geführt werden, wie ernst die Lage ist.

Tatsächlich ist die Wissenschaft nicht nur bei der Maskenfrage weit von einem Konsens entfernt. Der Streit um die Gesichtshüllung steht sinnbildlich für den Konflikt zwischen zwei Gruppen: den Warnern und den Pragmatikern. Als Galionsfigur der Warner gilt der deutsche Virologe Christian Drosten. Sie setzen auf das «Containment». Die Ausbreitung von Sars-CoV-2 soll mit allen Mitteln eingedämmt werden, bis eine Impfung vorliegt. Auf der anderen Seite stehen die Pragmatiker um den schwedischen Epidemiologen Anders Tegnell. Sie befürchten, dass die Nebenwirkungen der Eindämmungspolitik mehr Leid und Schaden anrichten als das Virus und plädieren dafür, den Schutz auf Gefährdete zu fokussieren. Aus

ihrer Sicht ist eine nachhaltige Eindämmung gar nicht möglich; die Gefahr ist erst gebannt, wenn ein grosser Teil der Bevölkerung angesteckt wurde und Abwehrkräfte entwickelt hat: die famose Herdenimmunität.

Der wissenschaftlich seit Jahrzehnten unbestrittene Begriff ist erst in jüngster Zeit in Verruf geraten, weil er fälschlicherweise mit dem darwinistischen Prinzip des Überlebens des Stärkeren konnotiert wird. Gemeint ist mit Herdenimmunität aber das Gegenteil: Die «Herde» schützt die Verletzlichen in ihrer Mitte, indem sie eine kollektive Immunität um sie herum entwickelt. In Tat und Wahrheit setzt auch die von den Warnern geforderte Durchimpfung der Bevölkerung auf nichts anderes als eine Herdenimmunität. Dazu muss man allerdings die Wirkung einer Impfung verstehen.

Der Impfstoff täuscht dem Körper eine Infektion vor, damit er eine Abwehr entwickelt. Dies aber setzt ein gesundes Immunsystem voraus; deshalb gewährt die Impfung den Gefährdeten direkt keinen verlässlichen Schutz. Sie funktioniert nur, wenn die Starken dank der Impfung eine Immunabwehr entwickeln und so indirekt auch die Geschwächten schützen. Herdenimmunität eben.

### Fataler Jodler-Event

Wenn die meisten Menschen keine ausreichende natürliche Abwehr gegen das Virus entwickeln würden, wie dies etwa beim HIV der Fall ist, wäre auch eine Impfung gegen Sars-CoV-2 aussichtslos. Tatsächlich steht es aber um die spontane Abwehrreaktion gegen das Coronavirus viel besser als anfänglich befürchtet, wie Studien zeigen. Anders lässt sich nicht erklären, warum die meisten Menschen eine Ansteckung locker oder sogar symptomlos wegstecken. Aufgrund der Erfahrungen weiss man heute ziemlich genau, wen man schützen muss: 96,8 Prozent der bislang in der Schweiz Verstorbenen mit einem Covid-19-Befund waren über sechzig Jahre alt, 69,2 Prozent sogar über achtzig.

Die Hintergründe der im Kanton Schwyz Anfang Oktober explodierten Fallzahlen sind in dieser Beziehung aufschlussreich. Auslöser, darüber ist man sich einig, war der Jodel-Event «Uf immer und ewig», bei dem am 24. und 25. September insgesamt rund tausend vor allem ältere bis hochbetagte Semester im Mythenforum aufeinandertrafen. Auf dem bisherigen Höhepunkt der Welle (15. Oktober) wurden 25 Personen in Spitalpflege registriert. Sechs betagte Menschen verstarben bis Anfang Woche, wobei drei von ihnen über neunzig Jahre alt geworden waren.

Das Drama beschränkte sich interessanterweise auf das Einzugsgebiet des Spitals Schwyz. In den beiden anderen Spitälern des Kantons (Lachen und Einsiedeln) blieben die Betten auf der Covid-19-Station weitgehend leer. Offen-

bar hat sich die Lage in der Kantonshauptstadt mittlerweile wieder etwas entspannt. Am Montag wurden noch 22 Personen in Spitalpflege vermeldet.

Wie ein Besucher des Jodelanlasses im Gespräch mit der *Weltwoche* bestätigte, kam im Saal des Mythenforums ein Corona-Regime zur Anwendung: Er wurde in Sektoren aufgeteilt, das Publikum über separate Eingänge gestaffelt eingelassen. Aufgrund des amtlichen Dispositivs wiegten sich die Besucher in falscher Sicherheit. Zwei Faktoren dürfen das Jodelfest zum sogenannten Superspreader-Event gemacht haben. Erstens ist die Wahrscheinlichkeit einer Ansteckung beim Singen und, mehr noch, beim Jodeln besonders gross, was – zweitens – erst recht bei einem geschlossenen Raum gilt. Vor allem aber war es fahrlässig, so viele Senioren einem derartigen Risiko auszusetzen.

All diese Risikofaktoren sind seit einem halben Jahr hinlänglich bekannt. Statt der ganzen Schweiz Masken aufzuzwingen, wäre es klüger, Grossveranstaltungen in geschlossenen

### *Tatsächlich steht es um die spontane Abwehrreaktion gegen das Virus viel besser als anfänglich befürchtet.*

Räumen vorläufig einzuschränken. Der Berner Epidemiologe Christian Althaus weist darauf hin, dass genau das im vermeintlich liberalen Schweden getan werde. Die Tragödie von Schwyz zeigt zudem einmal mehr auf, dass fast nur ältere Semester gefährdet sind. Man muss sie deswegen nicht gleich alle einsperren. Vielmehr wäre es ihnen zuzumuten, dass sie sich eigenverantwortlich selber besser schützen.

Und schliesslich wurde erneut ersichtlich, dass sogenannte Superspreader-Events lokal begrenzt sind. Das hat etwas Perfides, weil man nie recht weiss, wo sie auftauchen, macht aber auch den befürchteten unkontrollierten «Flächenbrand» unwahrscheinlich. Untersuchungen aus Hongkong, wo das Contact-Tracing konsequent durchgesetzt wird, haben gezeigt, dass 69 Prozent der Angesteckten das Virus nicht weitergeben (*The Atlantic*, 30.9.2020). Wo aber viele Menschen auf engem und schlechtbelüftetem Raum zusammen sind, ist eine schnelle Massenverbreitung möglich.

Das alles ruft nach differenzierten, auf lokale Eigenheiten abgestimmten Massnahmen. Über allem steht aber die Eigenverantwortung: Der aufgeklärte Bürger muss selber entscheiden, welche Risiken er in Kauf nehmen will. Die allgemeine nationale Maskenpflicht – eine Art Zwangsbekehrung, der sich alle zu unterziehen haben – gehört definitiv nicht in diese Kategorie.

In einem selbstkritischen Artikel auf *Infect.ch* («Lockdown: Überschätzen wir uns selbst?») kam der bekannte St. Galler Chefarzt und Infektiologe Pietro Vernazza auf-

grund verschiedener wissenschaftlicher Untersuchungen zum Schluss, dass die weltweit verordneten Brachialmassnahmen gegen Covid-19 kaum einen messbaren Nutzen erbracht haben. Auf derselben Internetplattform postuliert der Bildungshistoriker Wolfgang Sahlfeld, dass einschneidende Massnahmen wie Schulschliessungen fast nie der realen epidemiologischen Gefährdung folgten, sondern der politischen Opportunität. Auf den Punkt gebracht: Statt an den Bedürfnissen ihrer Bevölkerung orientieren sich die meisten Politiker am internationalen Mainstream. Dass Kinder vom Coronavirus kaum betroffen sind, ignorieren sie einfach.

### Verlockende radikale Aktionen

Die verheerenden Folgen des politischen Herdentriebs zeigen sich besonders deutlich am Beispiel Argentiniens. Obwohl schon früh klar war, dass die Verbreitung des Coronavirus mit der Grippezeit einhergeht, verhängte das südamerikanische Land im März einen knallharten Dauer-Lockdown mit Ausgangssperren und strikter Maskenpflicht. Argentinien wurde als Vorbild gelobt, bis im Juli das Coronavirus aller Brachialmassnahmen zum Trotz mit dem Südwinter über das Land schwappte.

Für Politiker und Journalisten ist es stets verlockend, sich mit radikalen Aktionen als Macher zu profilieren, auch wenn sie in Wahrheit opportunistisch im Strom mitschwimmen. Sich dem Druck zu verweigern, wie dies etwa Schweden getan hat, braucht ungleich mehr Mut. Wer den Teufel an die Wand malt, steht immer auf der sicheren Seite. Wenn es dann doch nicht so schlimm kommt, kann man immer behaupten, das sei den Massnahmen zu verdanken. Dabei wird unterschlagen, dass die falsche Remedur mitunter fataler ist als die Krankheit.

Für Südamerika steht schon heute fest, dass der provozierte Zusammenbruch der Wirtschaft und seine Folgen – Massenarmut, medizinische Unterversorgung, Mangelernährung, psychosoziale Depression, Bildungsdefizite – mehr Menschen umbringen wird, als das Coronavirus je töten könnte. Doch um die Wirtschaft dreht sich letztlich auch bei uns alles.

Wer an die apokalyptischen Prophezeiungen der Klimawarner glaubt, dem mögen die Nebenwirkungen der Containment-Politik akzeptabel bis willkommen erscheinen: Die Flugzeuge bleiben am Boden, statt Konsum ist Verzicht angesagt, statt Wachstum soziale Umverteilung, statt Wettbewerb staatliche Regulierung, Schulden statt Sparen. Es ist die rot-grüne Politik, die seit Jahren bis tief in die politische Mitte hinein propagiert wird. Es stellt sich dann bloss noch die Frage, wie lange wir uns unter diesen Bedingungen unsere milliardenschwere Umwelt-, Sozial-, Gesundheits- und Bildungspolitik noch leisten können.

## PERSONENKONTROLLE

# Leuthard, Maurer, Kleiner, Murray, Ciesek, Drost, Juncker, von der Leyen, Marin, Putin



*Vorzeige-Feministin:* Doris Leuthard.

**Doris Leuthard**, Feministin, tritt am Freitag bei der Buchvernissage «Jeder Frau ihre Stimme. 50 Jahre Schweizer Frauengeschichte 1971–2021» im Landesmuseum in Zürich als prominenter Stargast auf. Die Alt-Bundesrätin von der CVP gab sich schon immer gerne als Feministin, wenn es ins politische Kalkül passte. So forderte sie in Interviews gerne, dass Frauen in Unternehmen und Verwaltung gefördert werden müssten. Als Bundesrätin fiel sie selbst nicht dadurch auf, dass sie Frauen in Spitzenpositionen ihres Infrastrukturdepartements gehievt hätte. Finanzminister **Ueli Maurer** (SVP) hat in den letzten vier bis fünf Jahren mehr feminine Karrieren beflügelt als Leuthard in ihren zwölf Jahren als Bundesrätin. (*hmo*)

**Flavia Kleiner**, Ikone, zieht sich aus der Schweizer Politik zurück. Die Ex-Frontfrau der politischen Bewegung Operation Libero will jetzt europaweit gegen Rechtspopulisten kämpfen. In einer auf Youtube veröffentlichten Debatte des Amsterdamer Kulturzentrums De Balie attackierte sie den konservativen britischen Bestsellerautor und Journalisten **Douglas Murray** (*Weltwoche* Nr. 47/19, «Sie brauchen Faschisten, damit sie selber die Guten sind»). In ihrem Vortrag bezeichnete Kleiner diesen als «Idioten», «elitär» und «langweilig». In der nachfolgenden Diskussion zerlegte der Brite Kleiner nach allen Regeln der Kunst. Es sei schwierig gewesen, zwischen ihren Beleidigungen «Fleisch am Knochen» zu finden. Sie werfe mit dem Begriff «Liberalismus» wie mit Konfetti um sich. Kleiner habe zum Ausdruck gebracht, dass sie an einem Austausch mit Andersdenkenden gar nicht interessiert sei. (*fsc*)

**Sandra Ciesek**, Medienprofi, gab dem *Spiegel* vergangene Woche ein Interview zum Corona-



*Modeopfer:* Sanna Marin.

virus. Zwei Journalistinnen nannten die Virologin, die mit **Christian Drost** seit September Deutschlands bekanntesten Corona-Podcast moderiert, dabei «Quotenfrau». Ciesek wiederum gab sich auf Twitter unbedarft: «Ich war auch irritiert von den provokanten Fragen und deren Sinn.» Ein berechtigter Einwand – genauso irritierend allerdings bleibt, weshalb Ciesek diese Kritik nicht anbrachte, bevor das Interview veröffentlicht wurde. (*ab*)

**Jean-Claude Juncker**, Rentner, stänkert gegen seine Nachfolgerin. Ein Jahr nach der Wahl **Ursula von der Leyen** meldet sich der Luxemburger mit bissigen Bemerkungen zu der von der neuen EU-Chefin ausgerufenen «geopolitischen Kommission». Auch er habe mit den USA, China, Russland, Indien, Japan, der Türkei, und der arabischen Welt verhandelt, zählte Juncker seine Leistungen auf. Er verstehe nicht, wo der « Mehrwert » liege, wenn man diese Arbeit als «geopolitisch» aufplustere. (*ky*)

**Sanna Marin**, Mode-Ikone, liess sich mit einem schwarzen Blazer fotografieren – ohne erkennbares Oberteil darunter, dafür mit nordisch schimmernder Halskette. Während einige die 34-jährige Regierungschefin Finnlands dafür harsch kritisierten, tat das Internet das, was es am besten kann, und zollte Marin seine Solidarität. Unter dem Hashtag #imwithsanna stellten User Bilder von sich im gleichen Kostüm ins Netz und bekundeten, die Meinungsbildung über Amtsinhaberinnen sei noch immer zu abhängig von solch äusseren Faktoren. **Vladimir Putin** habe man für seine Oben-ohne-Shootings ja auch nicht kritisiert. Auch wenn das Internet allemal recht hat, bleibt offen, seit wann der im Westen sonst so verhasste russische Präsident als Massstab gilt. Feministisch wie auch modisch. (*ab*)

## Strassburger Machtanmassung

Die Schweiz diskriminiert verwitwete Männer. Zu diesem Schluss kommt der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in einem neuen Urteil. Geklagt hatte ein Witwer aus Appenzell Auser Rhoden, der sich nach dem Unfalltod seiner Frau um die zwei Töchter kümmerte und nach der Volljährigkeit der jüngeren keine Witwenrente mehr erhielt, wie es das Gesetz vorsieht. Das Bundesgericht, an das sich der Vater wandte, kam 2012 zwar zum Schluss, dass die Regelung geschlechterdiskriminierend sei, weil eine Frau in derselben Lage weiterhin eine Rente erhalten hätte. Doch das Parlament wolle dies so, und das Bundesgericht sei daran gebunden.

Dass der Strassburger Gerichtshof die Schweiz wegen der Witwenrente rügt, kommt nicht überraschend. Inhaltlich ist ihm recht zu geben: Die Privilegierung der Witwen beziehungsweise die Benachteiligung der Witwer lässt sich heute kaum noch begründen. Das Parlament, das bisher immer ein ausgeprägtes Schutzbedürfnis gegenüber den Witwen verspürte, wird nach dem Strassburger Urteil nur schwer darum herumkommen, das Thema anzupacken.

Dennoch macht der Entscheid keine Freude. Denn der EGMR urteilt über eine Frage, die ihn nichts angeht. Sozialleistungen wie Witwenrenten fallen nämlich nicht in den Bereich der Europäischen Menschenrechtskonvention, sondern sind im ersten Zusatzprotokoll geregelt. Die Schweiz hat dieses Zusatzprotokoll bewusst nicht ratifiziert, weil sie sich in diesem Bereich nicht dem Gerichtshof unterstellen wollte. Vor ein paar Jahren haben die Strassburger Richter nun allerdings damit angefangen, dennoch auch Sozialleistungen zu überprüfen. Man kann von einer richterlichen Grenzüberschreitung sprechen.

Darauf weist auch die Schweizer Richterin Helen Keller in ihrer Stellungnahme zum Urteil hin. Der Gerichtshof auferlege der Schweiz Verpflichtungen, die sie nicht eingegangen sei, da sie das erste Zusatzprotokoll nicht unterzeichnet habe. Er nehme gegenüber einem Staat, der das nie akzeptiert habe, die Rolle eines internationalen Sozialversicherungsgerichts ein, so Keller. Man könnte noch anfügen: Der Fall zeigt einmal mehr, dass internationale Gerichtshöfe, und dazu zählt nicht nur jener in Strassburg, zur Machtanmassung neigen. *Katharina Fontana*

# Mehr als Wermuths-Tropfen

Wenn die SP Schweiz so weitermacht, verliert sie einen Bundesratsstz.



Vor einem Jahr verlor die SP Schweiz 100 000 Wählerinnen und Wähler. Nicht an die Rechte, sondern an die Grünen, die Grünliberalen und wegen der sinkenden Wahlbeteiligung. Normalerweise wirkt der Verlust von einem Viertel der Wählerinnen und Wähler bei den Parteien wie ein Elektroschock. Die SP Schweiz hätte über die Ursachen diskutieren müssen. Leider war das Gegenteil der Fall: Die Partei zog sich in ihre Blase zurück. Der digitale Parteitag in Basel spiegelte die Unfähigkeit zur überfälligen Selbstkritik. Alle lobten alle und sich selbst am meisten.

Am Sonntag erfolgte im Aargau, in den Stammlanden des neuen Präsidenten, die QUITUNG. Die SP verlor bei den Grossratswahlen vier Sitze und 2,4 Prozent der Stimmen. Grüne und Grünliberale gewannen zusammen 7 Prozent der Stimmen dazu. Ein Linksrutsch ohne die Linke. Und dies bei einer lächerlich tiefen Stimmbeteiligung. Von hundert Aargauerinnen und Aargauern gingen nur 33 an die Urne. Deshalb konnte die in den Gemeinden gutverankerte SVP den Flurschaden – entgegen meiner Prognose – in Grenzen halten. Statt eines 25-Prozent-Verlusts nur einen von 5 Prozent. Der Schreibende hatte Glück, dass niemand gegen seine Fehlprognose wettete.

Grüne und Grünliberale sind inzwischen im Aargau viel stärker als die SP. Der zweite Bundesratsstz ist weg, wenn die Partei nicht einen radikalen Kurswechsel vollzieht. Der ist leider nicht in Sicht.

Der schnelle ökologische Umbau ist möglich und notwendig. Eine Netto-null-Schweiz inert zwölf Jahren steht dank dem technischen

Fortschritt vor der Tür. Dem stehen neben den Grünen und den Grünliberalen vorab Simonetta Sommaruga und Roger Nordmann im Weg. Die deutsche Umweltministerin Svenja Schulze gibt den Takt vor: «Ich gehe davon aus, dass wir mindestens 75 Prozent Ökostromanteil bis 2030 brauchen, vielleicht sogar 80.» Logo, denn Deutschland steigt sowohl aus der Atom- wie der Kohleverstromung aus. Die Schweiz produziert 60 Prozent ihres Stroms mit Wasserkraft. Halbes deutsches Tempo würde ausreichen für eine Netto-null-Schweiz vor 2035.

Schneller ökologischer Umbau bedeutet blitzschnelles Umsteigen auf Elektroautos und

## *Der digitale Parteitag in Basel spiegelte die Unfähigkeit zur überfälligen Selbstkritik.*

Luft-Wasser-Wärmepumpen. Auf beiden Feldern übertrifft der technische Fortschritt alle bisher gehegten Hoffnungen. Die Service-public-Revolutionäre wittern dahinter nur böse Pläne jener Multis, die sich Absatzmärkte sichern wollen. Volkswagen ist halbstaatlich. Die Gewerkschaften kontrollieren den Aufsichtsrat. Volkswagen setzt voll auf das Elektroauto im Kampf gegen Elon Musk und die Chinesen. Es geht dabei auch um viele Arbeitsplätze bei den Schweizer Zulieferern. Maschinenstürmerei brachte die Linke noch nie voran.

Norwegen hat Öl und dank dem Öl einen unabhängigen Staatsfonds. Die Schweiz hat den zu harten Schweizer Franken und dank diesem einen Staatsfonds, den die Nationalbank

kontrolliert. Beide Fonds sind heute mit rund 1000 Milliarden gleich schwer. Der norwegische Staatsfonds übernimmt die Corona-Kosten von 40 Milliarden Franken. Der Schweizer Staatsfonds ist eine heilige Kuh, die die SP nicht melken will, weil sie wirtschaftspolitisch inkompetent ist. Das macht einen wie mich etwas wütend und wenig hoffnungsvoll zugleich.

Europapolitisch ist die SP inzwischen hinter dem Mond. Den grössten politischen Erfolg der Linken – die Abschaffung des Steuerhinterzieher-Geheimnisses – verdanken wir fehlender Souveränität. Jetzt überholt uns die EU in Sachen Ökologie endgültig. Logisch, dass sich 450 Millionen die im Binnenmarkt geltenden Regeln nicht von 8 Millionen diktieren lassen. Flankierende Massnahmen bedeuteten einst, dass man alle Ziele mit EU-kompatiblen Massnahmen erreichen kann. Gerade beim Lohnschutz. Genf hat es mit einem Mindestlohn von 23 Franken vorgemacht.

Die Schweizer Männer stimmen eher rechts. Die Schweizer Frauen eher links. Das wird bei der Konzernverantwortungsinitiative wieder so sein. Die SP Aargau ging mit einem Mann statt mit einer Frau in das erfolglose Rennen um eine Ständeratskandidatur. Dank der SP bleibt die Aargauer Regierung – SP-Mann inklusive – ein reines Männerstübli. Das sind vielleicht zwei Wermuths-Tropfen zu viel.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Myanmars gefangene Prinzessin

Lange wurde Aung San Suu Kyi glorifiziert, heute will man nichts mehr von ihr wissen. Das eine ist so falsch wie das andere.

Francis Pike

Als Perseus auf seinem geflügelten Pferd Pegasus die Küste entlangflog, bemerkte er Andromeda, die, an einen Felsen gekettet, auf Geheiss Poseidons dem Meeresungeheuer Keto geopfert werden sollte. Es war Liebe auf den ersten Blick. Perseus tötete Keto und nahm Andromeda zur Frau. So begann der «Jungfrau in Nöten»-Archetypus, der seitdem aus der abendländischen Kulturgeschichte nicht mehr wegzudenken ist. Variationen dieses Themas haben Chaucer, Shakespeare, Dickens und Wagner beige-steuert. Vielleicht waren es diese Beispiele, die das globale linksliberale Establishment (BBC, Hollywood, das Nobelpreiskomitee u. a.) in den 1990ern auf die Idee brachten, die mythische Version von Aung San Suu Kyi zu schaffen, der «gefangengehaltenen Prinzessin» aus Myanmar (ehemals Burma), der geistigen Erbin Mahatma Gandhis, wie sie von *Time* bezeichnet wurde.

Aung San Suu Kyi, auch bekannt als «The Lady», war die perfekte Modepuppe für die utopischen Fantasien der westlichen Medien. Hollywood war ebenfalls hin und weg. Angelina Jolie und Emma Thompson, die selbstgerechtesten unserer Moralapostel, rannten ihr die Tür ein. Desgleichen die glamouröse Michelle Yeoh, das ehemalige Bond-Girl, das in Luc Bessons kitschig verklärendem Biopic «The Lady» von 2011 die Hauptrolle spielte.

## Ordenbehängte «Lady» im Hausarrest

Inzwischen haben sich die Fantasien der westlichen Linken in Luft aufgelöst. Im vergangenen Monat beschloss das Europäische Parlament, der «Lady» den Sacharow-Preis für geistige Freiheit abzuerkennen, der ihr zwanzig Jahre zuvor verliehen worden war – der jüngste Fall einer Institution, die eine derart würdelose Kehrtwendung macht.



*Patriotin und Realpolitikerin:* Aung San Suu Kyi.

Der Mythos der «Lady» begann, als sie 1988 ohne Mann und Kinder, die in Oxford blieben, nach Myanmar zurückkehrte. Sie wurde Vorsitzende der wenig später gegründeten Nationalen Liga für Demokratie (NLD), und das begeisterte Echo, das ihre öffentlichen Auftritte fanden, kündigte schon ihren überwältigenden Wahlsieg 1990 an. Von der Militärjunta ins Gefängnis geworfen, wurde sie, die Heldin, 1991 mit dem Friedens-Nobelpreis ausgezeichnet. Sie erhielt den Simón-Bolívar-Preis, den Olof-Palme-Preis, ihr wurde die Ehrenbürgerschaft von Oxford verliehen, Amnesty International ernannte sie zur Botschafterin des Gewissens, und der US-Kongress sprach ihr die «Congressional Gold Medal» zu. Die nächsten zwanzig

Jahre verbrachte die ordenbehängte «Lady» im Hausarrest in ihrer baufälligen Villa am See.

Nach ihrer Freilassung 2010 wollten alle Politiker mit ihr gesehen werden. Auf Initiative von Premierminister David Cameron durfte sie protokollwidrig eine Rede im britischen Unterhaus halten. Sprecher John Bercow pries «den legendären Mut unseres Gastes». 2011 wurde sie von der BBC eingeladen, die «Reith Lectures» zu halten. Im Dezember desselben Jahres kam Hillary Clinton auf Besuch. Barack Obama schloss sie im Weissen Haus in die Arme.

Doch nachdem sie 2016 das Amt einer Staatsrätin, de facto Premierministerin, übernommen hatte, geriet ihr Ruf in Konflikt mit der politischen Realität. Bald wurde ihre Regierung mit der Rohingya-Flüchtlingskrise identifiziert. Binnen eines Jahres war ihre Reputation dahin.

Das Problem der Rohingya begann mit der Eroberung der Region Arakan durch die Briten im Ersten Anglo-Birmanischen Krieg 1824–1826. Burma wurde dem indischen Kolonialreich zugeschlagen, und die Öffnung der Grenzen brachte muslimische (Rohingya-) und Hindu-Migranten

in ein Gebiet, in dem Birmanen und Arakanesen Seite an Seite lebten. Wie Human Rights Watch erklärte, wurde durch das neue Staatsangehörigkeitsgesetz von 1982 «den Rohingya faktisch die Möglichkeit verwehrt, die Staatsbürgerschaft anzunehmen», obwohl sie zum Teil seit Jahrhunderten dort lebten. 1991/92, 2012, 2015 und 2016 wurde das Militär gegen sie eingesetzt, und 2017 schliesslich wurden 750 000 Rohingya aus ihren Dörfern vertrieben. Sie flohen nach Bangladesch, wo sie in Flüchtlingslagern Aufnahme fanden. Das zumindest ist die vereinfachende antimyanmarische Darstellung der westlichen Medien und NGOs.

Die reale, aber hochkomplexe Geschichte



entgeht dem ideologischen Blick der meisten dieser Akteure. Nach dem 11. September 2001 wurden die Rohingya zunehmend unterwandert von in Pakistan ausgebildeten Dschihadisten. Die myanmarische Armee versuchte in den folgenden Jahren, diese Gruppen zu zerschlagen, allen voran die Harakah al-Yaqin (Bewegung der Gewissheit), die sich alsbald in Arakan Rohingya Salvation Army (Arsa) umbenannte. Indem sie sich als Befreiungsfront präsentierte und nicht als dschihadistische Terrororganisation, wurde die Arsa akzeptabler für linke Sympathisanten im Westen. Weitgehend ausgeblendet im westlichen Narrativ ist die Tatsache, dass die Arsa eine Flüchtlingskrise herbeiführte, insofern Buddhisten und Hindus vor den Gräueltaten der Dschihadisten in Nord-Arakan flohen.

Ausgelöst wurde die dramatische Eskalation der Rohingya-Krise durch mehrere koordinierte Angriffe der Arsa auf Polizeistationen und Armeeeinrichtungen am 25. August 2017. Nicht zufällig ereigneten sich diese terroristischen Überfälle am Tag nach der Veröffentlichung des Berichts der Kofi-Annan-Kommission, die empfahl, den Rohingya die myanmarische Staatsangehörigkeit anzubieten. Die Arsa hatte jede Hoffnung auf eine Verhandlungslösung mit einem Schlag gezielt sabotiert.

### Fantasien des linken Establishments

Im Verlauf der anschliessenden Operationen der myanmarischen Armee («Tatmadaw») wurden Dörfer niedergebrannt, es kam zu Vergewaltigungen, Folter und anderen Gräueltaten. Ein Grossteil dieser Brutalitäten wurde wahrscheinlich aber von anderen Akteuren verübt, allen voran von extremistischen buddhistischen Milizen und der Arakan-Armee (AA). In ihrem Streben nach Unabhängigkeit von Myanmar berief sich die AA auf die glorreiche Geschichte des Königreichs Arakan (1489–1784). In der AA, deren Verbündete die Kachin Independence Army ist, sind einige der bis zu vierzig bewaffneten Gruppen versammelt, die heute in den Bergwäldern von Arakan kämpfen.

Zusätzlich kompliziert wird die Angelegenheit durch die Bestrebungen Indiens, den Fluss Kaladan von den verarmten Bundesstaaten Tripura und Mizoram im Nordosten aus bis hinunter zu einem indisch finanzierten Tiefseehafen in Sittwe, der Hauptstadt von Arakan, für Frachtschiffe auszubauen. China, das begehrlische Blicke auf den Golf von Bengalen wirft, soll in klassisch machiavellistischer Manier terroristische Gruppen finanzieren, deren Aufgabe es ist, Angriffe auf indische Ingenieure zu verüben. Angesichts dieses ganzen Wirrwarrs gibt es für Behauptungen, die Regierung von Myanmar habe einen Völkermord durchgeführt, nur sehr dünne Belege. Plausibler

ist schon eher, dass die Rohingya einfach deswegen nach Bangladesch geflohen sind, weil sie sich vor dem Konflikt zwischen den Terroristen und der myanmarischen Armee in Sicherheit bringen wollten.

Indem sie das unbewiesene Völkermord-Narrativ propagierte, hat die Arsa dazu beigetragen, dass fundamentalistische Elemente in Saudi-Arabien und anderswo noch mehr Geld in die Terroristenausbildung stecken. Überdies werden junge Rohingya in den Flüchtlingslagern von radikalen Predigern im Sinne des Dschihadismus indoktriniert. Angesichts dieser Entwicklungen ist eine Rückkehr der Rohin-

### *Aung San Suu Kyi ist die Tochter ihres Vaters: kühl, furchtlos, autokratisch.*

gya nach Arakan ziemlich unwahrscheinlich – trotz sporadischen Verhandlungen mit der Regierung von Myanmar.

Auch wenn die «Lady» in Sicherheitsfragen von der Verfassung her machtlos ist, steht ausser Zweifel, dass sie den Kampf der Armee gegen die Arsa-Terroristen unterstützt. Das geht auch aus ihrer Erklärung vor dem Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag im Dezember 2019 hervor. Alles andere hätte den Zuspruch von Myanmaren und Buddhisten für ihre NLD-Partei gefährdet, zumal im nächsten Monat Parlamentswahlen anstehen. Die «Lady» ist eine myanmarische Patriotin und Realpolitikerin, die mit der Märchenprinzessin, wie sie in den Fantasien des linken Establishments herumgeistert, nicht viel zu tun hat. Man hätte ihre lobhudelnde Biografie über ihren Vater, «Bogyoke» Aung San, lesen sollen, den ersten burmesischen Staatschef nach Erlangung der Unabhängigkeit. Er war ein erklärter Bewunderer von Hitler und Mussolini und Anführer der burmesischen Truppen, die zu Beginn des Pazifikkriegs auf Seiten der japanischen Invasionsarmee kämpften. Seine Ermordung eines Dorfältesten und das brutale Vorgehen seiner Soldaten gegen ethnische Minderheiten in Burma wurden von der «Lady» verschwiegen.

Aung San Suu Kyi ist die Tochter ihres Vaters: kühl, furchtlos und autokratisch. So tapfer sie auch gegen das korrupte und üble Militärregime ihre Stimme erhob, sie geht noch entschlossener gegen die Pressefreiheit vor als die Militärjunta vor ihr. Sie ist zwar eine charismatische Figur, besitzt aber keine der anderen Qualitäten, die sie zu einer geeigneten Anführerin ihres Landes machen würden. Führungseigenschaften gehen ihr bekanntlich ebenso ab wie Takt. Nach einem harten BBC-Interview mit Mishal Husain beklagte sie sich gereizt: «Niemand hat mir gesagt, dass mich eine Muslimin interviewen würde.» Das hat

ihrem Ansehen bei Angehörigen des linken Establishments den Rest gegeben.

Indem sie Aung San Suu Kyi als ihr grosses Idol konstruierten, haben die Medien die Enttäuschung selbst herbeigeführt. Obwohl die «Lady» die ihr zugeschriebene Unfehlbarkeit stets zurückgewiesen hat, ist die Empörung der Medien über den angeblichen Verrat grenzenlos. Aus ihrer Sicht hat sich die gefangengehaltene Prinzessin in die böse Hexe verwandelt. Über das Unbehagen des linken Establishments kann man lachen, aber weniger komisch ist, dass die westlichen Medien uns zu Geiseln ihrer oberflächlichen Analyse des Rohingya-Problems machen. Hinzu kommt, dass der Westen Myanmar unweigerlich in die Arme der Chinesen treibt. Ist es das, was unsere Politiker wollen?

Francis Pike ist ein britischer Historiker. Er lebte zwanzig Jahre lang in Japan, China und Indien. Er hat Finanzinstitutionen und Regierungen beraten.

Der Artikel ist zuerst im *Spectator* erschienen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

## Pensionierung

### AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

### Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

### Hypothek

Soll ich amortisieren?

### Steuern

Wie kann ich sparen?

### Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:  
[vzch.com/merkleblatt-pensionierung](https://www.vermoegenszentrum.ch/merkleblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



[www.vermoegenszentrum.ch](https://www.vermoegenszentrum.ch)

# Schafft die Pro Helvetia ab

Die Kulturstiftung des Bundes ist ein achtzigjähriges Relikt aus der geistigen Landesverteidigung. Sie hat sich überlebt.

Christoph Mörgeli

**H**err Oberscht, de Chrieg isch uus!», so flüsterte ein kleines Schweizerlein einem unbelehrbaren, sturen Militaristen ins Ohr. Der geniale Karikaturist Carl Böckli («Bö») wollte damit 1945 klarmachen, was manche Verantwortliche der Aktivdienstgeneration nicht wahrhaben wollten: Es herrscht wieder Friedenszeit, die Menschen brauchen wieder mehr Selbstbestimmung statt Befehle im schnarrenden Kommandoton. Die Armee verliess ihre Réduit-Stellungen in den Alpen. Das Volk holte sich die vollen demokratischen Mitwirkungsrechte zurück und setzte dem autoritären Vollmachtenregime ein Ende. Die Bauten der Landesausstellung von 1939 an beiden Ufern des Zürichsees waren längstens abgebrochen. Die Bunker aus dem Zweiten Weltkrieg wurden mittlerweile verkauft, die Festungen sind Museen, die Panzersperren ausgerissen, die Sprengladungen an Brücken und in Tunnels entschärft, das Militär auf einen Bruchteil der früheren Bestände reduziert.

## «Helvetischer Totalitarismus»

Die Linken und ihre Historiker verspotteten die geistige Landesverteidigung als «helvetischen Totalitarismus» (Hans Ulrich Jost) und das Réduit als «Demutsgeste» (Jakob Tanner). Doch eine parallel gegründete Institution der unmittelbaren Vorkriegszeit steht heute so fest, froh und fett da wie noch nie: die Kulturstiftung Pro Helvetia, durch undemokratischen Vollmachtenbeschluss gegründet am 20. Oktober 1939. Ihr erster Direktor, Karl Naef, hatte soeben erfolgreich verhindert, dass ein international ausgewiesener Konzertmanager an der Schweizerischen Landesausstellung das Tonkünstlerfest organisieren durfte («Dafür brauchen wir keine reichsdeutschen Juden»). Nur schon die Leitideologien von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit der Gründerzeit hätten der Pro Helvetia 1945 ein Ablaufdatum beschere müssen.

Doch im Gegensatz zu den vielkritisierten und in der Nachkriegszeit sofort auch wieder abgerüsteten übrigen Gründungen der geistigen Landesverteidigung überlebte die Pro Hel-

vetia als willkommene Milchkuh für Künstler im In- und Ausland. Die öffentlich-rechtlich geführte Stiftung war ein Trick ausgerechnet des katholisch-konservativen Bundesrats Philipp Etter, um die föderalistische Kulturpolitik und die Zuständigkeit der Kantone durch den Bund zu unterlaufen. Zur Zeit ihrer Gründung war sie obendrein das Vehikel einer angeblich notwendigen innenpolitischen Staatspropaganda. Die Arbeitsgemeinschaft Pro Helvetia bestand aus einer vom Bundesrat ernannten Gruppe «Volk» und einer von General Guisan bestellten Gruppe «Armee». Die Hälfte der Gelder floss in die «Sektion Heer und Haus», also in die geistige Aufrüstung der Zaudernden, Zweifelnden und Zankenden.

## Kultur ist Sache der Kultur

Willkür und Vetternwirtschaft prägen die mittlerweile über achtzigjährige Geschichte der Pro Helvetia. Jüngst hat die *Sonntagszeitung* den neusten «Skandal» an den Tag gebracht: Der Zürcher Uni-Professor Philipp Theisohn soll als Jurymitglied seinem schwerreichen Kumpel Christian Kracht einen Förderpreis zugesprochen haben. Ein Aufreger mehr. Autoritäre Entscheide haben in der Pro Helvetia Tradition, getreu dem Credo des Pro-Helvetia-Gründervaters Philipp Etter: «Es sollen wieder stärkere Autoritätskörper in die Demokratie

eingebaut werden. Und alles, was die Autorität hemmt oder lähmt, soll verschwinden.»

Heute stehen neunzig Mitarbeiter in sieben Ländern im Solde dieser Kulturbürokratie, die (ausschliesslich) vom Bund jährlich mit über 42 Millionen Franken alimentiert wird. Der Verwaltungsverlust der eingesetzten Summe ist enorm, der Sitz am Hirschengraben 22 in einem der repräsentativsten historischen Bauten Zürichs feudal. Der Grossteil der Ausgaben fliesst ins Ausland und soll dem Ansehen unseres Landes dienen. Die Abgrenzung der Pro Helvetia zur ebenfalls in hohem Masse geldvernichtenden «Präsenz Schweiz» leuchtet auch nach jahrzehntelanger Koexistenz noch immer nicht ein. «La Suisse n'existe pas», so lautete die existenzialistische Botschaft des Schweizer Pavillons an der Weltausstellung von 1992 in Sevilla. Einen Sonderkredit für Projekte zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg verwendete die Pro Helvetia 1997 für einen selbstanklägerischen, masochistischen Anti-Schweiz-Feldzug in den USA. Unter «Förderung der geistigen Werte des Landes und Kulturwerbung im Ausland» verstand der Künstler Thomas Hirschhorn 2004 in Paris eine Performance, in der ein Schauspieler andeutungsweise über ein Bild des damaligen Bundesrates Christoph Blocher urinierte.

Weil es aber im Gegensatz zur Gründerzeit bei der Pro Helvetia heute eher links statt rechts zu- und hergeht, finden die Kulturschaffer und Kulturverwalter die Pro Helvetia als Spenderin von üppigem Geldregen und friedvollen Staatsjobs noch immer toll. Ausgerechnet der marxistische Historiker Jakob Tanner, der sonst die geistige Landesverteidigung und deren Überbleibsel unerbittlich ahndet, hätschelte die Stiftung 2010 im Rahmen einer lukrativen Auftragsarbeit in einer Art Festschrift mit dem Titel «Zwischen Kultur und Politik». Doch was zwischen Kultur und Politik steht, nützt weder der Kultur noch der Politik. Denn Kultur ist Sache der Kultur. Und Politik ist Sache der Politik. Die Pro Helvetia hat die Steuerzahler in 81 Jahren enorme Summen gekostet. Es ist höchste Zeit, dieses Relikt von 1939 abzuschaffen.



# HERODOT



**D**er Zweck heiligt die Mittel!» Wer glaubt, über das Monopol der Wahrheit zu verfügen, ist geneigt, diesem Prinzip nachzuleben. Wie rasch eine Demokratie verlüdert, die sich an diesem Leitsatz orientiert, zeigt uns der gegenwärtige US-Wahlkampf. Es ist deshalb schockierend, dass Parlamentarier von Regierungsparteien und angesehene Kolumnisten sich hinreissen liessen, mit dem guten Zweck die illegale Besetzung des Bundesplatzes zu rechtfertigen, obwohl unser Land seinen Bürgern breitesten Möglichkeiten bietet, ihren Anliegen auf demokratische und legale Weise Gehör zu verschaffen.

Der erwähnte Leitsatz ist die Rechtfertigung für Diktaturen und schlimmste Verbrechen und die Antithese der Demokratie, welche auf Rechtsstaatlichkeit und Akzeptanz des Volkswillens basiert. Weil der hehre Zweck (Kampf gegen Kommunismus oder gegen «kapitalistische Ausbeuter») alle Mittel rechtfertige, brachten linke und rechte Wahrheitsmonopolisten in Lateinamerika ohne jegliches Schuldgefühl Zigtausende Andersdenkende um. Auch die Genozide an Armeniern, Juden, Tutsi oder Bosniaken wurden so gerechtfertigt. Nicht selten lieferten religiöse Persönlichkeiten die moralische Rechtfertigung für diese Verbrechen.

Letztlich ist auch die nicht enden wollende Tragödie um die Mohammed-Karikaturen ein Kind dieser Geisteshaltung. Die Meinungsfreiheit rechtfertigt nicht die schwere Verletzung religiöser Gefühle, indem Gott, Jesus oder der Prophet Mohammed auf erniedrigende und vulgärste Weise dargestellt werden wie etwa

von *Charlie Hebdo*. Noch viel weniger rechtfertigt diese Verletzung religiöser Gefühle Selbstjustiz, die Andersdenkenden das Recht auf Leben abspricht. Solche Selbstgerechtigkeit hüben und drüben zerstört unsere demokratische Gesellschaft, die auf Einhaltung der Regeln, aber auch auf Toleranz und Respekt vor Andersdenkenden beruht.

Als Micheline Calmy-Rey vor über vierzehn Jahren die Ambition eines Sitzes im Uno-Sicherheitsrat lancierte, schien mir dies sinnvoll. Vielleicht sah der erste ständige Vertreter der Schweiz am Uno-Hauptsitz in New York, Jenö Staehelin, dies ebenso. Kürzlich wand-

*Auch die Genozide an Armeniern, Juden, Tutsi oder Bosniaken wurden so gerechtfertigt.*

te er sich nun in der NZZ gegen dieses Projekt. Der Sicherheitsrat wird 2022, wenn die Schweiz darin Einsitz nehmen will, ganz andere Herausforderungen zu bewältigen haben, als man sich 2006 vorstellen konnte. Die Welt von Trump, Xi Jinping, Mohammed bin Salman, Erdogan und Putin ist eine andere als 2006.

**P**arallelen zu 1938 drängen sich auf, als die Schweiz am Vorabend des Zweiten Weltkrieges in extremis zur integralen Neutralität zurückkehrte und CVP-Bundesrat Giuseppe Motta – derselbe, der das Schweizervolk achtzehn Jahre zuvor vom Beitritt zum Völkerbund überzeugt hatte – eine Befreiung unseres Landes von der Teilnahme an Sanktionen des Völkerbundes erwirkte. Letzteres wäre heute illusorisch, aber ein expliziter Verzicht auf Einsitznahme im Gremium, das solche

Sanktionen beschliesst, wäre der adäquate und analoge Schritt und könnte unserem Ansehen und demjenigen unserer Neutralität nur dienen.

Manche in Konflikte verstrickte Länder erachten die Uno als parteiisch und verbitten sich deren Vermittlung. Die Schweiz mit ihrer traditionellen Neutralitätspolitik ist in solchen Fällen eine der wenigen glaubhaften Anbieterinnen guter Dienste. Damit leistet sie für die Weltgemeinschaft, den Frieden und ihr internationales Prestige weit mehr, als wenn sie zwei Jahre lang im Sicherheitsrat regelmässig und notgedrungen Partei ergreift.

**E**s ist illusorisch, zu glauben, dass es möglich sein wird, sich dabei stets völlig objektiv von den Prinzipien des Völkerrechts leiten zu lassen, und noch viel illusorischer, zu meinen, dass alle unser Stimmverhalten verstehen und akzeptieren werden. Ein Positionsbezug im Sicherheitsrat, der für verbindliche Sanktionen ausschlaggebend sein kann, ist keineswegs vergleichbar mit einem solchen zu einer unverbindlichen Resolution in der Uno-Generalversammlung oder in andern Gremien. Wie Staehelin schreibt, üben die Grossmächte deshalb auf kleinere Sicherheitsratsmitglieder massivsten Druck aus, auch wirtschaftlichen. Um uns der Stimme zu enthalten, brauchen wir nicht in den Sicherheitsrat; aber selbst dies wird dort als Positionsbezug interpretiert. Was bringt es der Welt und uns, wenn wir zu allem Position beziehen müssen und danach nicht mehr in der Lage sind, in diesen Konflikten unsere guten Dienste auszuüben?

---

# Schweiz ohne Gletscher

Das Eis in den Alpen schmilzt unweigerlich dahin.

Es wird in den Bergen immer grauer und grüner. Muss uns das traurig machen?

*Christian Schlüchter*



*Welt der Gegensätze: Rhonegletscher von Bruno Müller-Meyer, 2020.*

**W**ir leben in einer Welt der Gegensätze; wir wollen die Gletscher unbedingt erhalten, aber sie schmelzen uns weg. Im Wissensteil der *NZZ am Sonntag* vom 29. Oktober 2017 wurde die Leserschaft unter dem Titel «Diesmal gehen sie für immer» scheinbar zeitlich zufällig mit der Schilderung einer Gletscherexpedition auf das Thema eingestimmt, das dann an einer Pressekonferenz der Akademie der Naturwissenschaften Schweiz ausgebreitet werden sollte. Am Anlass wurden die Befunde des Schweizerischen Gletschermessnetz zur Längenänderung der Gletscher im Sommer 2017 vorgestellt. Die journalistische Vorbereitung darauf hielt zwar fest, dass in der Vergangenheit schwankende Gletscherausdehnungen durchaus vorgekommen seien, doch diesmal, so wurde in abschliessendem Tonfall dogmatisch prognostiziert, würden die Gletscher für immer verschwinden.

Vor Tagen nun wurde die Aufdatierung 2020 des Gletscherberichts vorgestellt, die

zeigt, dass die Gletscher seit 2017 weiter geschmolzen sind. Doch tröstlich ist, dass jetzt wieder Hoffnung besteht für das Eis, denn inzwischen haben eminente Wissenschaftler die Gletscherinitiative erdacht. Es ist durchaus möglich, dass dieses Glaubensbekenntnis vom Stimmvolk gutgeheissen wird und dass fortan der Staat für die Ausdehnung der Gletscher verantwortlich sein soll. Die Prognose in der *NZZ am Sonntag* stimmt also unter Annahme künftiger verfassungsrechtlicher Grundlagen nicht mehr.

## Herrliche Kulisse

Natürlich wäre die verfassungsrechtlich gebotene Gletschererhaltung, beziehungsweise -rettung, technisch anspruchsvoll und vor allem teuer. Das Geld dürfte kein Problem sein, denn die Äufnung verschiedener Klimafonds ist angelaufen, und ein Heer von Expertinnen und Experten bearbeitet mit unterschiedlicher Sachkenntnis mögliche Projekte. Eine Frage drängt sich im Hinblick auf die Energie-

strategie 2050 allerdings auf: Das Gletscherschmelzen soll laut Rettungsplan mit einer Besprühung oder Beschneidung erfolgen. Das dazu verwendete Wasser wird dem Gletscherbach entnommen, der in den meisten Fällen Energiesysteme, Kraftwerke antreibt. Dieses Wasser wird somit der Energieproduktion entzogen, wodurch weniger umweltfreundliche elektrische Energie produziert werden kann. Irgendwie ist die Gletscherrettung energiemässig noch nicht ganz zu Ende gedacht.

Es ist nachvollziehbar, wenn für viele in der Schweiz – und für viele Touristen – die Vorstellung von Alpen ohne Gletscher eine gewisse Wehmut erzeugt. Ja, das Alpenglühen ist eine herrliche Kulisse, die uns von verschiedenen Institutionen als ewig, ja heilig verkauft wird. Postkarten mit den Berner Alpen im Abendlicht und dem Schattenkreuz auf der rot erglühenden Jungfrau sind ergreifend schön. Und eine Jungfrau ohne weisses Schnee- und Gletscherkleid – das geht nicht! Da muss die Verfassung angerufen werden.

Anlässlich eines Vortrages über «Die grünen Alpen» hat mir ein Zuhörer vorgeschlagen, einen andern Titel zu wählen, etwa «Über das hannibalistische Weltbild und seine Bedeutung für das kulturelle Verständnis der Schweiz». Der Hintergrund war, dass mit Gletscherholzfunden im Berner Oberland und deren Datierungen gezeigt werden konnte, dass die Alpengletscher zur Römerzeit (um Christi Geburt) kleiner gewesen waren als im Jahr 2005 und damals weniger spektakuläres Alpenglühboten. Schade für die Römer auf ihren Alpenreisen: In keinem Reisebericht wird auf «weisse Gebirgsteile» (das heisst Gletscher) hingewiesen. Die Gletscher waren also weder Gefahr noch Schauspiel für römische Gebirgsreisende.

### Maximalausdehnung in der Kleinen Eiszeit

Heute ist das anders. Gletscher gehören ganz besonders seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und der Gründung des Schweizerischen Alpenclubs SAC (1863) zum touristischen Bestandteil der Alpen. Eine umfassende und äusserst beliebte Infrastruktur in Form der SAC-Hütten ist aufgebaut worden. Rückblickend ist die Wahl der Hüttenstandorte sehr mutig, um nicht zu sagen verwegen: Um 1850 erreichten die Gletscher die Maximalausdehnung in der sogenannten Kleinen Eiszeit – das war die grösste Gletscherausdehnung seit der letzten richtigen Eiszeit –, und die Mehrzahl der neuen Unterkunftshütten sind recht nahe an den damaligen Eisrand gebaut worden. Offenbar in der Gewissheit, dass sich die Gletscher nicht mehr weiter ausdehnen würden, die Hütte somit sicher stehenbleibe und zudem einfach und sicher zu erreichen sei. Der Aufstieg erfolgt meist entweder über die Seitenmoräne oder direkt über den Gletscher, der bei sogenanntem kompressivem Fliessen im Zungenbereich grossenteils spaltenarm ist.

Mit dem Wegschmelzen der Eismassen wird der Weg zur Hütte nun steiler und einfache Gletschertraversen sind nicht mehr möglich. Wo vorher Gletscher war, ist jetzt ein Tal. Wo der Gletscher aus der Felsunterlage Becken ausgeschliffen hat, bildet sich eine neue hochalpine Seenlandschaft. Mit den Gletschern schmilzt nicht nur der sichtbare grosse Eiskörper, sondern auch das Eis in den Spalten und Klüften im Fels oder in älterem Moränenmaterial des Hochgebirges.

Dadurch werden Schutthalden und Seitenmoränen kurzfristig instabil, besonders bei starken Regenfällen, wie das Beispiel eines Schlammstromes über der Morteratsch-Gletscherzunge vom Oktober 2020 nach föhn-gesteuertem Starkregen und anschliessender Schneeschmelze eindrücklich zeigte. Das Schmelzen des Bodeneises setzt Wasser frei, das entweder abfließt oder direkt verdunstet. «Kurzfristig instabil» bezeichnet hier den

Übergang von «stabil gefroren» zu «stabil trocken» innerhalb von Jahren bis Jahrzehnten.

Natürlich ändert sich mit dem Zurückschmelzen der Gletscher der Charakter des Gebirges. Für den Geologen ist das eine Katastrophe, denn die vom schmelzenden Gletscher freigegebenen Talabschnitte werden umgehend von der Vegetation besetzt. Die Alpen werden grüner. Da wir aber in einer der konservativsten Zeiten der Schweizer Geschichte leben, sind natürliche, vom Menschen nicht beherrschte Abläufe für immer grössere Teile unserer Gesellschaft nicht mehr nachvollziehbar und werden als Katastrophe empfunden. Unsere Umgebung muss so bleiben, wie sie ist – vor allem in der persönlichen Erinnerung. Wir Menschen bleiben ja auch so, wie wir sind und schon immer waren: jung, faltenfrei und unsterblich. Und wenn ein Virus auftaucht, brauchen wir Hilfe vom Staat. Wir müssen geschützt werden.

Und so gehen wir leider auch mit unserer Umgebung um: Wir haben vergessen, dass wir Teil dieser Umwelt sind. Wir haben uns von

### *Wo der Gletscher Becken ausgeschliffen hat, bildet sich eine neue hochalpine Seenlandschaft.*

den natürlichen Zyklen entfremdet. Diese Tatsache wird aber in weiten Kreisen anders wahrgenommen, nämlich so: Die Zyklen haben sich in unserer Wahrnehmung negativ verändert. Die Algorithmen spielen nicht mehr so, wie sie sollten, haben einen für uns katastrophalen Trend in Richtung globaler Erwärmung. Auf das Beispiel der Gletscher übertragen, bedeutet diese Haltung: Sie müssen per Dekret so erhalten bleiben, wie sie jetzt sind. Wer nicht bei der Rettung mitmacht, hat es nicht verstanden.

### Fundstücke am Eisrand

Und weiter in der Welt der Gegensätze: Wenn Medien über Gletscher berichten, heisst es meistens, dass diese in Masse und Ausdehnung noch nie so klein waren wie heute. Das macht auf all jene mächtig Eindruck, welche die Gletscherwelt nie direkt erlebt haben, besonders nicht den Wiedervorstoss in den 1980er Jahren. Nun kann es aber sein, dass doch jemand an den Gletschern unterwegs ist und im oder auf dem Eis oder am Eisrand komische Dinge findet. Mehrere Tausend Jahre alte Jagdgeräte des Menschen zum Beispiel, Bekleidungsreste bis hin zu Ötzi selbst, dem mutmasslich ermordeten Eismenschen im Tirol.

Und immer wieder kommt Holz zum Vorschein, ganze Stammstücke, zerfetzt, auseinandergerissen oder eingepresst in Torf. Die Materialien sind bestimmbar: Fichten, Arven und immer wieder Lärchen – und vor allem sind die Funde datierbar, mit der Radiokarbon-

methode oder bei grösseren Stücken mit der Jahresringmethode (Dendrochronologie).

Der bisher wissenschaftlich kostbarste Fund stammt vom Morteratschgletscher im Engadin und wurde am 13. Oktober 2020 geborgen: ein Lärchenstamm mit noch einigermaßen intaktem Wurzelstock. Der Fundort lag bis vor drei Jahren unter dem Gletscher. Nur über kurze Distanz ist die umgedrückte Lärche in die Moräne geschoben worden: Fundort und Lebensort dieses Baumes sind nicht weit voneinander entfernt, vielleicht zehn Meter.

### Freiheit des Wissenschaftlers

Der Baum weist über 300 Jahrringe auf, wuchs also während über 300 Jahren dort, wo ihn dann der vorrückende Gletscher umsties – und das vor 10 500 Jahren. Das ist kein Einzelfund. Von mindestens vier Bäumen fand man Reste in unmittelbarer Umgebung, wo bis vor drei Jahren noch Gletschereis lag. Dies zum Thema, dass die Gletscher nie kleiner gewesen seien als heute.

Der Fundort des Wurzelstocks am Morteratsch liegt auf 2150 m ü. M. Die finale Kältephase der letzten Eiszeit ist vor etwa 10 800 bis 11 700 Jahren im Alpenraum zu Ende gegangen. Vor 10 500 Jahren ist die Lärche am Morteratsch abgestorben, hatte also bereits vor 10 800 Jahren zu wachsen begonnen. An dieser Stelle ist demnach in weniger als tausend Jahren das Eis verschwunden, und der Lärchenkeimling begann zu wachsen. Wahrscheinlich war das auch so etwas wie eine Klimakatastrophe, aber vor einer langen Zeit, in der kaum zivilisatorisch produziertes CO<sub>2</sub> die Atmosphäre aufgeheizt hatte.

Ich kann mit den Gegensätzen leben und behaupte nicht, die alleinige Wahrheit zu kennen und sie predigen zu müssen. Ich beanspruche nur die Freiheit des Wissenschaftlers, ausserhalb der zeitgeistigen Agenda in breiteren Bahnen denken und forschen zu dürfen und neben CO<sub>2</sub> auch andere Faktoren zu berücksichtigen, die zum mehrmaligen Verschwinden und Wiedervorstossen der Gletscher und zum Ergrünen der Alpen beigetragen haben.

Das wäre ja die ureigenste Pflicht der Naturwissenschaften. Die Datierungen der Gletscherholzfunde fallen so herrlich in die Zeiten der erhöhten Sonnenaktivität mit reduzierter Produktion von radioaktivem Kohlenstoff, dass sie mit den heute gängigen Klimamodellen nicht erklärt werden können, sondern die Berücksichtigung weiterer Einflüsse erforderlich machen. Ein Baum wächst auch besser an der Sonne als unter dem Gletscher.

Christian Schlüchter ist emeritierter Professor der Geologie und lebt im Kanton Bern. Er hat nachgewiesen, dass es seit der letzten Eiszeit immer wieder markante Wärme- und Kältephasen gab.

# Sprengstoff

Die *New York Post* wartet mit brisanten Dokumenten über Joe und Hunter Biden auf. Twitter und Facebook zensurieren die Recherche. Die Öffentlichkeit soll darüber nichts erfahren.

Urs Gehrig

Vor einigen Tagen veröffentlichte die *New York Post* eine Geschichte, die alle Zutaten eines Thrillers aufweist. Es geht um geheime E-Mails, Millionen von Dollars, Korruption – und mittendrin die Familie Biden. Doch die meisten Journalisten greifen sie nicht auf. Das sagt weniger über den Gehalt der Geschichte als über die politische Haltung der Medien etwas aus, die «ihren» Kandidaten um jeden Preis schützen.

Die Geschichte im Zeitraffer: Im Mai 2019 wird in Joe Bidens Heimatstadt Wilmington, Delaware, ein Computer mit Wasserschaden zur Reparatur abgegeben. Der Reparateur identifiziert den Klienten als Joe Bidens Sohn Hunter. Er sichert die Daten und fordert Hunter mehrmals zur Abholung der Daten auf. Doch der lässt sich nicht mehr blicken.

Im Sommer 2019 macht die Ukraine-Affäre um Joe Biden und Präsident Trump Schlagzeilen. Der Reparateur sucht in den hinterlassenen Daten nach Stichwörtern. Unter Tausenden Dokumenten und teils schockierenden Bildern (Pornografie und Aufnahmen von Hunter als Drogenkonsument) findet er zahlreiche kompromittierende E-Mails.

Als zu diesem Thema gegen Trump ein Amtsenthebungsverfahren beginnt, fertigt der Reparateur mehrere Kopien an und meldet sich beim FBI. Zwei Agenten holen den Laptop ab. Sie lassen nie mehr von sich hören. Monate später kontaktiert der Reparateur verschiedene republikanische Abgeordnete. Ohne Echo. Schliesslich setzt er sich mit Rudy Giuliani in Verbindung, Präsident Trumps juristischem Berater. Der sichtet das Material und übergibt es der *New York Post*. Letzte Woche lässt diese die Bombe unter dem Titel «Bidens geheime E-Mails» platzen.

Die Grundzüge der Geschichte sind seit langem bekannt. Dank der Position seines Vaters konnte Hunter Biden in Firmen in der Ukraine und China Einsitz nehmen und verdiente damit Millionen. Joe Biden behauptete stets, er habe «nie mit meinem Sohn über seine Geschäfte im Ausland gesprochen».

Doch die veröffentlichten E-Mails scheinen nun das Gegenteil zu beweisen. So bittet im Mai 2014 ein Funktionär des als korrupt bekannten

ukrainischen Energieunternehmens Burisma Hunter um «Ratschläge, wie Sie Ihren Einfluss nutzen könnten», um dem Unternehmen zu helfen. Offensichtlich hat sich Hunter nützlich gemacht. Im April 2015 erhält er ein E-Mail: «Lieber Hunter, danke, dass du mich nach DC eingeladen und mir die Gelegenheit gegeben hast, deinen Vater kennenzulernen und etwas Zeit miteinander zu verbringen.» Absender: Vadym Pozharskyi, Nummer drei bei Burisma.

Dies ist bloss ein Beispiel von zahlreichen E-Mails, die in den letzten Tagen veröffentlicht wurden. Etliche legen eine Beteiligung von Joe Biden an korrupten Geschäftstätigkeiten seines Sohnes in China, der Ukraine und Russland nahe.

All das klingt fast zu perfekt, um wahr zu sein. Doch in den letzten Tagen häuften sich die Indizien dafür, dass es sich um echte Dokumente handelt, die politischen Sprengstoff bergen:

— Joe Biden nennt die Veröffentlichung der E-Mails eine «Schmierenkampagne». Aber weder er noch Hunter Biden haben bisher (bis Redaktionsschluss Dienstag) bestritten, dass der Laptop Hunter gehört oder dass das veröffentlichte Material aus dem Laptop echt ist. Im Gegenteil, die Biden-Kampagne prüfte den offiziellen Kalender des ehemaligen Vizepräsidenten und beschied, dass sich Biden möglicherweise mit der Burisma-Exekutive getroffen habe.

— Sofort nach Veröffentlichung der Dokumente behaupteten führende Demokraten, es

handle sich um eine russische Desinformationskampagne. Der oberste Geheimdienstchef widerspricht vehement: «Lassen Sie es mich ganz klar sagen. Die Geheimdienste glauben das nicht, es gibt keine Belege, die das stützen», so John Ratcliffe, Direktor sämtlicher siebzehn nationalen Nachrichtendienste.

— Mehrere Empfänger von E-Mails haben Medien gegenüber bestätigt, dass sie die betreffenden Nachrichten tatsächlich erhalten haben.

— Schliesslich stellt sich die Frage, ob Hunter tatsächlich so fahrlässig sein konnte, einen persönlichen Computer einem unbekanntem Reparateur zu überlassen. Sie muss mit ja beantwortet werden. Hunter Bidens langjährige Drogensucht ist allgemein bekannt. Sie ist der Grund, dass er aus dem Militärdienst ausgeschlossen wurde. Oft agiert er verwirrt. 2016 vergass er in einem Mietauto in Arizona eine Crackpfeife, weisse, pulverförmige Substanz, Führerschein sowie Kreditkarten.

Die Geschichte ist brisant, sie könnte – wenn wahr – die Wahl entscheiden und muss nach allen journalistischen Kriterien untersucht werden. Doch das Gros der Medien verweigert sich in einem beispiellosen Akt des «Desinteresses». (Siehe Seite 35)

Ebenso beispiellos ist die Rolle, die Twitter und Facebook spielen. Sie haben die *NYP*-Geschichte umgehend zensuriert. Wer auf Twitter einen Link zur Recherche postete, wurde sofort gesperrt. Die Dokumente seien gehackt, begründete Twitter die Blockade-Aktion. Gehacktes Material zu verbreiten, verstosse gegen die Regeln der Plattform. Das ist doppelt unglaubwürdig. Erstens wurden die Daten aus Bidens Computer nicht gehackt. Zweitens gab es zahlreiche brisante Hacks, die nicht zensuriert wurden, so jüngst jene der Steuerunterlagen von Donald Trump, die von der *New York Times* veröffentlicht wurden.

Facebook und Twitter walten als moralische Wächter, die nach politischen Präferenzen zensurieren. In den letzten Jahren haben die Tech-Giganten immer wieder konservative Nutzer stummgeschaltet. Ihr jüngster Streich zeigt, dass sie keine Skrupel haben, Wahlen im mächtigsten Land der Welt zu beeinflussen.



„Und rufen Sie nicht immer 'Cut' bei unserer Frisierszene...“

# Klimahelden statt Richter

Mit einem irrlichternden Klimaurteil fällt die Genfer Justiz komplett aus ihrer Rolle.



Da verstehe einer die Welschen. Anfang Jahr sorgte ein Waadtländer Richter für weltweites Aufsehen, als er ein Dutzend Klimajugendliche, die in einer Filiale der Credit Suisse (CS) Tennis gespielt hatten, vom Vorwurf des Hausfriedensbruchs freisprach. Das Vorgehen der jungen Menschen sei angesichts der Klimakrise als notwendig anzusehen, befand der Einzelrichter. Vor einem Monat wurde das Urteil, das in der Fachwelt für helle Empörung gesorgt hatte, von der oberen Waadtländer Instanz erwartungsgemäss aufgehoben, die Kirche schien wieder im Dorf. Nun aber hat vor ein paar Tagen das Genfer Kantonsgericht in einem anderen Fall mit einem ebenso irrlichternden Klimaurteil nachgedoppelt.

Es ging um einen jungen Mann, der die Fassade der CS mit roten Handabdrücken verunstaltet hatte – diese sollten das Blut der Opfer der Klimaerwärmung symbolisieren und die klimaschädliche Geschäftspolitik der Schlichter bezeichnen, die hinter den Gebäudemauern hocken. Vom erstinstanzlichen Polizeigericht war der Aktivist wegen Sachbeschädigung verurteilt worden, mit einer bedingten Geldstrafe nicht besonders hart.

Das Genfer Kantonsgericht stellte sich dagegen auf den Standpunkt, der junge Mann habe in «rechtfertigendem Notstand» gehandelt und sei deshalb freizusprechen. Nun weiss jeder Jurist, dass ein rechtfertigender Notstand eine unmittelbare, nicht anders abwendbare Gefahr voraussetzt – so steht es im Strafgesetzbuch. Dass die Klimaerwärmung direkt, einzig und ausschliesslich dadurch abgewendet werden kann, dass jemand rote

Hände auf eine Bankfassade sprüht, ist doch eine eher ungewöhnliche Art, die Sache zu sehen.

Es lohnt sich, das fast dreissigseitige Genfer Urteil zu lesen. Denn es stellt eine Meisterleistung dar, wie man das Recht verdrehen, den Täter zum Opfer und den Geschädigten zum Schuldigen machen kann. So lässt sich das Gericht detailliert über die Investitionspolitik der

*Der «rechtfertigende Notstand» wird für Klimajugendliche zum Freipass, um das Recht zu brechen.*

CS aus und prangert über Seiten die Finanzierung fossiler Energien an. Auch Bundesrat und Parlament kommen bei den Genfer Richtern schlecht weg: Die Bundesbehörden würden den Kampf gegen den lebensbedrohenden Klimawandel nicht als dringlich genug ansehen, und dies seit Jahrzehnten. Selbst jetzt noch werde die Finanzbranche vom Gesetzgeber viel zu wenig an die Kandare genommen, so die Kritik der Richter.

Welche Schlagseite das Urteil hat, sieht man an solch bemerkenswerten Sätzen wie jenem, dass der mittellose junge Mann über «kein anderes Mittel verfügt» habe, um die Bank herauszufordern und sie zu einem Umdenken zu bewegen. Seine Tat reihe sich ein in die offiziellen Bemühungen, die Kurve der Klimaerwärmung zu brechen. Der Aktivist habe aus seiner eigenen Sicht logisch, ja «verhältnismässig, angemessen, überlegt» gehandelt. Das Gericht

vergleicht dessen Lage gar mit jener des Opfers eines häuslichen Tyrannen, das keinen anderen Ausweg sieht.

Mit anderen Worten: Wer kein Geld hat, um etwa als Aktionär die Geschäftspolitik einer Firma zu beeinflussen, darf deren Eigentum beschädigen, um sie zu einem klimafreundlicheren Verhalten zu motivieren. Da liegt die Frage nahe, ob bald auch anderswo ähnliche Exempel statuiert werden. Wieso nicht Häuser mit Ölheizungen oder Geländewagen verschmieren, um die Bewohner vom Einbau einer Wärmepumpe oder die Autofahrer vom öffentlichen Verkehr zu überzeugen? Der «rechtfertigende Notstand», den das Gericht bemüht, wird für Klimajugendliche letztlich zum Freipass, um das Recht zu brechen. Dass es in einer direkten Demokratie wie der Schweiz andere Methoden gibt als Delinquenz, um die Dinge zu ändern, scheint für die Genfer Justiz nicht von Bedeutung zu sein.

Das gilt auch für richterliche Grundsätze. Wenn ein Gericht, wie es jenes von Genf tut, den Tonfall von Umweltschützern übernimmt und in seinen Erläuterungen Ausrufezeichen hinter einzelne Sätze setzt, ist ihm der Sinn für seine institutionelle Rolle definitiv abhandengekommen. Ob das Bundesgericht als oberste Schweizer Rechtsinstanz die wildgewordenen Genfer in die Schranken weisen wird? Zu hoffen ist es, allerdings scheint man auch in Lausanne gegenüber dem Klimavirus nicht restlos immun zu sein. Warum denn auch bloss Richter sein, wenn man sich als Klimaheld feiern lassen kann?

---

# «Jeder weiss, dass wir richtig liegen»

Ungarns Aussenminister Péter Szijjártó über Brüsseler Bürokraten und Joe Biden, sein Verständnis für die türkische Migrationspolitik und die ungarische Unbeugsamkeit.

Von Urs Gehriger

**M**it federnden Fussspitzen sitzt er da, sein spitzes Gesicht strahlt kontrollierte Ruhe aus. «Jó reggelt!» – «Guten Morgen!», grüsst der Aussenminister zum Interview. Unweit des Genfer Bahnhofs Cornavin hat er eben ein Konsulat eröffnet. Für Peter Szijjártó eine willkommene Verschnaufpause im täglichen Staffellauf gegen allerlei Widrigkeiten. Neulich hat eine EU-Kommissarin Ungarn als «kranke Demokratie» bezeichnet. Und US-Präsidentschaftsanwärter Joe Biden warf Ungarn und Polen mit Weissrussland als «totalitäre Regime» in einen Topf.

Péter Szijjártó (ausgesprochen: Schii-arto) bewegt sich seit frühem Alter auf politisch gefestigtem Kurs. Während Jugendliche sich gerne treiben lassen, hatte Szijjártó schon auf dem Gymnasium sein Damaskuserlebnis: Der damals sechzehnjährige Péter begegnete Viktor Orbán, der an seiner Schule im westungarischen Győr einen Vortrag hielt. Spontan habe er davon geträumt, «Viktor Orbán kennenzulernen und neben ihm zu arbeiten», wird berichtet.

Zielstrebig erfüllte sich Szijjártó den Traum. Mit 24 sass er für die Fidesz-Partei im Parlament. 2010 ernannte ihn Orbán zu seinem persönlichen Sprecher. Heute zählt Szijjártó, 41, zu den engsten Vertrauten des Premiers und amtiert als dessen aussenpolitischer Terminator mit «sehr grossem Entscheidungsspielraum». Gerüchte, er sei für die Nachfolge als Premierminister designiert, dementiert Szijjártó kategorisch. «Hören Sie auf mit Science-Fiction!» Er sei mit seinem Posten als Aussenminister, den er seit 2014 bekleidet, restlos zufrieden.

**Weltwoche:** Allein in diesem Jahr hat der Europäische Gerichtshof in vier Fällen gegen Ihre Regierung entschieden. Wiederholt war die Migrationspolitik Gegenstand der Kritik. Vor Wochen haben die EU-Richter das ungarische Hochschulgesetz aufgehoben. Herr Szijjártó, kann es sein, dass sich der Europäische Gerichtshof innert weniger Monate gleich viermal irrt?

**Péter Szijjártó:** Natürlich wäre es sehr unangemessen, im Namen eines Regierungsbeamten über die Entscheidung des Gerichts zu urteilen. Was ich Ihnen aber sagen kann, ist, dass diese Angriffe gegen Ungarn rein politisch motiviert sind.

**Weltwoche:** Können Sie Ihre Behauptung belegen?

**Szijjártó:** Wir werden bestraft, weil wir fest und konsequent für unsere politischen Werte eintreten, was dem linken Mainstream nicht zu gefallen scheint. Wir wollen unser christliches Erbe bewahren, ungarische Familien unterstützen, und wir haben sehr deutlich gemacht, dass wir niemals illegale Migranten in das ungarische Hoheitsgebiet einreisen lassen werden. Es ist unser Recht, zu entscheiden, wem wir erlauben, in unser Land zu kommen, und wem nicht. Niemand kann uns dieses Recht nehmen, weder Brüssel, New York noch Luxemburg oder wer auch immer. Es hat sich herausgestellt, dass wir bei der Migration richtig gehandelt haben. Der linke Mainstream, sowohl in der Politik als auch in den Medien, konnte es nie zugestehen. Heute weiss jeder, dass wir richtig liegen, dass die Entscheidung, die Ungarns Premierminister [Orbán] im Jahr 2015 in der Migrationsfrage getroffen hat, richtig war.

**Weltwoche:** Sie sprechen von der Entscheidung, Zäune um Ihr Land zu bauen – ein Akt, der in Brüssel und in ganz Europa heftig kritisiert wurde.

**Szijjártó:** Damals haben wir unsere Grenze gegen massive illegale unkontrollierte Migration geschützt, sogar mit Gewalt. Damals galten wir als Nazis, als Faschisten, aber jetzt, im Jahr 2020, als die Griechen ihre eigene Grenze wegen des aus der Türkei kommenden Stroms geschützt haben, erhielten sie dafür grossen Zuspruch.

**Weltwoche:** Ungarns Migrationspolitik ist nicht das einzige Thema, das bei der EU heftige Reaktionen auslöst. In einem Interview hat die EU-Kommissarin für Werte und Transparenz, Vera Jourová, Ungarns Premier Orbán jüngst vorgeworfen, er baue «eine kranke Demokratie». Was sagen Sie dazu?

**Szijjártó:** Ihre Aussage geht weit über jede rote Linie hinaus. Eine europäische Bürokratin kann nicht über ein europäisches Land und eine europäische Nation sprechen, wie sie es getan hat.

**Weltwoche:** Offensichtlich kann sie es. Was machen Sie jetzt?

**Szijjártó:** Wir haben ihren Rücktritt gefordert. Wir haben alle offiziellen Kontakte mit ihr abgebrochen. Wir haben die Nase gestrichen voll von diesen Bürokraten aus Brüssel, die denken, nur weil sie Bürokraten in Brüssel sind, könnten sie europäische Nationen beleidigen. Sehen Sie, wir sind eine Nation mit einer tausendjährigen Geschichte. Wir sind eine Nation, die während ihres gesamten Bestehens für ihre Freiheit kämpfen musste. Wir werden jetzt von einem Ministerpräsidenten geführt, der als erster Politiker in Ungarn mutig genug war, die sowjetischen Truppen aufzufordern, unser Land noch vor 1990 zu verlassen. Er war der Erste, der dies tat. Unsere Partei wurde gegen den Kommunismus gegründet. Ungarn als eine «kranke Demokratie» zu bezeichnen, ist schlicht inakzeptabel.

**Weltwoche:** Wenn Vizepräsidentin Jourová nicht zurücktritt, werden Sie Ihre Beziehungen zur EU weiter limitieren?

**Szijjártó:** Wir sind nicht bereit, auf offiziellem Weg mit ihr [Jourová] in Kontakt zu treten. Natürlich können wir uns mit anderen Kommissionsbeamten, mit der Kommissionspräsidentin selbst, in Verbindung setzen. Wissen Sie was? Es kann sein, dass das, was wir als Regierung in Ungarn tun, vielen westeuropäischen Freunden und dem linken Mainstream politisch nicht gefällt. Es ist uns egal, weil wir nicht sie, sondern das ungarische Volk zufriedenstellen wollen. Wie die Wahlergebnisse in Ungarn zeigen, tun wir das. Wir sind demokratisch, weil unsere Politik auf dem Willen unseres Volkes beruht.

**Weltwoche:** Seit Jahren gibt es offene Konflikte zwischen der EU-Zentrale und Ihrer Nation. Warum verlassen Sie die EU nicht einfach?

**Szijjártó:** Für uns liegt die Zukunft definitiv in der Europäischen Union, weil wir an einer





«Wir sind eine Nation, die während ihres gesamten Bestehens für ihre Freiheit kämpfen musste»: Politiker Szijjártó.

starken EU interessiert sind. Dafür gibt es viele Gründe. Erstens rangiert unser Land weltweit nur auf Platz 92, wenn es um die Bevölkerungszahl geht, aber auf Platz 34, wenn es um den Export geht. Unsere Exportquote liegt bei 85 Prozent des BIP, und 79 Prozent unserer Ex-

*«Es ist unser Recht, zu entscheiden, wem wir erlauben, in unser Land zu kommen, und wem nicht.»*

porte gehen in die Mitgliedstaaten der Europäischen Union. Zweitens leben viele ungarische Minderheiten in den Nachbarländern. Wenn Sie ein Mitglied des Schengen-Raums sind, dann ist die Bedeutung der Grenze, die zwei Länder trennt, geringer. Es gibt sehr viele Gründe, warum wir an einer starken Europäischen Union interessiert sind.

**Weltwoche:** Ein wichtiger Grund, in der EU zu verbleiben, dürften die vielen Milliarden Euro sein, die Sie aus Brüssel erhalten. Ungarn gehört zu den grössten Empfängern von EU-Geldern.

**Szijjártó:** Ja, das ist ein sehr wichtiger Aspekt. Dieses Geld, das wir erhalten, ist kein Akt der Grosszügigkeit seitens unserer west-

europäischen Freunde, es ist keine humanitäre Spende, es ist Geld, das uns gehört.

**Weltwoche:** Warum gehört es Ihnen?

**Szijjártó:** Als wir der Europäischen Union beitraten, mussten wir Verpflichtungen erfüllen. Zum Beispiel die Öffnung unserer Märkte. Viele Unternehmen aus den westeuropäischen Ländern kamen, um in Ungarn zu investieren, was grossartig ist. Ich bin als Aussenminister auch für Investitionen zuständig. Ich ermutige sie, mehr zu tun, aber es ist eine Strasse, die in beide Richtungen führt. Sie kommen nach Ungarn, sie beschäftigen hier Menschen, sie tragen zu unserer nationalen Leistung bei, aber sie machen eine Menge Gewinn. Gegenwärtig fliessen nach Einschätzung der Europäischen Kommission mehr als 70 Prozent aller EU-Gelder, die in unser Land kommen, über ihre Unternehmen nach Westeuropa zurück.

**Weltwoche:** Sie legten eben ein Plädoyer für eine starke Europäische Union ab. Welche Schritte schlagen Sie vor, um sie stärker zu machen?

**Szijjártó:** Die Art und Weise, wie der linke Mainstream die Zukunft der Europäischen Union gestaltet – durch die Migrationspolitik, durch mehr Kompetenzen für Brüssel –, schwächt Europa. Wir denken, dass Europa

stark sein kann, wenn die Mitgliedstaaten selber stärker werden. Das ist unsere Position.

**Weltwoche:** Das Gewicht der einzelnen Mitgliedstaaten könnte allerdings künftig beschnitten werden. Die grossen EU-Mitgliedsländer und die Kommission haben vorgeschlagen, bindende aussenpolitische Entscheidungen der EU künftig nicht einstimmig, sondern mit qualifizierter Mehrheit zu treffen. Was halten Sie davon?

**Szijjártó:** Das ist ein sehr gefährlicher Vorschlag. Es ist ein Versuch, alle in einen Entscheidungsprozess einzubinden, ohne die Meinungen der Einzelnen wirklich zu berücksichtigen, sondern die Meinung der Mehrheit auf alle zu übertragen. Aussenpolitische Entscheidungen wie Sanktionen, Reiseverbote und so weiter haben sehr starke Auswirkungen auf alle unsere Länder. Länder von der Entscheidungsfindung auszuschliessen, ist nicht fair. Und es steht in völligem Widerspruch zu den Verträgen der Europäischen Union. Zum Beispiel könnte die EU ohne die Unterstützung aller Mitgliedsländer dem «Globalen Pakt für eine sichere, geordnete und reguläre Migration» der Uno beitreten, was auch Auswirkungen auf die Länder hätte, die gegen die Unterstützung der Migration sind.

**Weltwoche:** Was schlagen Sie stattdessen vor?

**Szjijártó:** Wir sollten einen Mechanismus einführen, der analysiert, wie die Länder, eines nach dem anderen, von solchen gemeinsamen Entscheidungen betroffen sind. Dann sollten wir einen Ausgleichsmechanismus schaffen, wie wir diejenigen entschädigen können, die von einer gemeinsamen Entscheidung stärker betroffen sind als andere. Das wäre gerecht.

**Weltwoche:** Die Türkei spielt gegenüber Europa ein Machtspiel, indem sie Migranten über die Grenze nach Europa einreisen lässt. Demnächst wird Premierminister Orbán die Türkei besuchen. Wie wird er das Thema Migration angehen?

**Szjijártó:** Wir brauchen eine strategische Zusammenarbeit zwischen der Europäischen Union und der Türkei. Das wäre auch für die Europäische Union von Vorteil. Die Türkei ist wirtschaftlich stark, die Türkei ist einer unserer grössten Nachbarn, und die Türkei hält rund vier Millionen Migranten auf ihrem eigenen Territorium.

**Weltwoche:** Ihre Regierung hat Verständnis für die Türkei geäussert. Die EU erfülle ihre Versprechen, die sie Ankara gegeben hat, nicht.

**Szjijártó:** Die EU hat sich bereit erklärt, der Türkei zweimal 3 Milliarden Euro zu zahlen, das sind 6 Milliarden Euro. Bislang wurden lediglich 3,7 oder 3,8 Milliarden bezahlt. Die Europäische Union sollte ihrer Verpflichtung nachkommen.

**Weltwoche:** Ungarn pflegt enge Beziehungen sowohl zu den USA als auch zu Russland und China. Das ist bemerkenswert, schaut man die grundlegenden Unterschiede

zwischen den drei Mächten an. Wie lautet Ungarns aussenpolitische Doktrin?

**Szjijártó:** Gegenseitiger Respekt. Dies ist der wichtigste Schwerpunkt unserer Aussenpolitik, der gegenseitige Respekt. Wir zollen den Partnern Respekt, aber wir erwarten, dass sie uns auch respektieren.

**Weltwoche:** Erhalten Sie den gleichen Respekt von Seiten Chinas, dessen Firmen wegen ihrer aggressiven globalen Politik und des Diebstahls geistigen Eigentums weithin kritisiert werden?

**Szjijártó:** Bisher war unsere Zusammenarbeit mit China für beide Seiten vorteilhaft, so wie unsere Zusammenarbeit mit Russland

*«Wir brauchen eine strategische Zusammenarbeit zwischen der EU und der Türkei.»*

für beide Seiten vorteilhaft war. Ich bin für die Energieverhandlungen zuständig, und es ist sehr kompliziert, mit den Gasfirmen zu einer Vereinbarung über Gaslieferungen zu kommen. Aber wann immer wir zu einer Vereinbarung kommen, schauen wir uns in die Augen, schütteln uns die Hände, und ich weiss, dass sie diese zu hundert Prozent erfüllen werden.

**Weltwoche:** Joe Biden sagte kürzlich in Bezug auf Präsident Trumps Aussenpolitik: «Sie sehen, was da passiert ist, von Weissrussland über Polen bis Ungarn und zum Aufstieg totalitärer Regime in der Welt.» Was würde es für Ungarn bedeuten, wenn Joe Biden US-Präsident würde?

**Szjijártó:** Die Beziehungen zwischen Ungarn und den Vereinigten Staaten waren

noch nie so gut wie heute. Präsident Trump und Premierminister Orbán vertreten ähnliche Ansichten in Bereichen wie illegale Einwanderung, Grenzschutz, Sicherheit, Unterstützung von Familien und Schutz christlicher Gemeinschaften. Offenbar ist dies für den demokratischen Kandidaten Grund genug, Ungarn in seinen Wahlkampf einzubeziehen, obwohl seine Behauptungen mit der Realität sehr wenig zu tun haben.

**Weltwoche:** Wie stehen Sie zu Trumps Entschluss, amerikanische Truppen von Deutschland nach Polen zu verlegen?

**Szjijártó:** Wir wollen nicht päpstlicher sein als der Papst. Wir wollen nicht polnischer sein als die Polen. Wir erwarten von den Polen, dass sie uns sagen, was sie von uns erwarten, um ihnen dabei zu helfen, ihre Ziele zu erfüllen. Wenn sie Nato-Truppen auf ihrem Boden haben wollen, verstehen wir das vollkommen. Wir werden die Polen immer unterstützen, weil sie für uns viel mehr Brüder und Schwestern sind als die Franzosen.

**Weltwoche:** Russlands Präsident Putin ist über diesen Schritt wenig erfreut.

**Szjijártó:** Wir wissen, dass er verärgert ist, aber wir sind in einem Bündnis mit den Polen. Das bedeutet nicht, dass wir nicht in der Lage wären, eine vernünftige Zusammenarbeit mit Moskau aufrechtzuerhalten. Das eine schliesst das andere nicht aus. Schauen Sie sich nur die Deutschen oder die Franzosen an: In der Öffentlichkeit kritisieren sie Russland, aber wenn es um Deals geht, wenn es um Energie-deals geht, geschäften sie miteinander wie geschmiert.

**Weltwoche:** Beinahe täglich sehen Sie sich mit Kritik an Ungarn konfrontiert. Woher schöpfen Sie die Energie, dem ständigen Druck der EU zu widerstehen?

**Szjijártó:** Wir sind jetzt seit tausend Jahren ein christlicher Staat, vielleicht hat das einen Einfluss. Aber im Grunde genommen können wir dank der politischen Stabilität zu Hause unsere Stimme lauter als andere einbringen. Wir haben drei Wahlen in Folge gewonnen, mit einer Zwei-Drittel-Mehrheit. Wir haben keine Koalitionsregierung und verfügen über grosse politische Stabilität. Bei Nachwahlen im Nordosten Ungarns vor wenigen Tagen haben wir mit 51 Prozent gewonnen. Das zeigt, dass wir eine politische Unterstützung haben, die es uns erlaubt, zu sagen, was wir denken, ehrlich, laut und selbstbewusst. Wir sind die einzige Regierung dieser Art in Europa, andere haben entweder eine fragile Mehrheit, eine Koalition oder eine Minderheitsregierung, also müssen sie vorsichtiger sein, sie können nicht immer sagen, was sie denken.

Das ausführliche Interview mit Szjijártó in Englisch auf [www.weltwoche.ch/International](http://www.weltwoche.ch/International)

# FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

## KMU als soziale Arbeitgeber: So geht Wiedereingliederung

Noch bis Sonntag, 25. Oktober, täglich um 17.25 Uhr auf



und ab Montag, 26. Oktober, täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z



und unter:  
[www.fokus-kmu.tv](http://www.fokus-kmu.tv)

# Digitaler Flop

Die Frankfurter Buchmesse fand dieses Jahr grösstenteils digital statt und bewies, dass das zukünftig keine Option sein kann.

Anton Beck

Wie so vielen fehlt auch mir das Reisen. Besonders im Oktober – nach Frankfurt, in diese wunderschöne, mit kühlen Betonbauten vollgeschmierte Kapitalistenstadt, wo ich für wenige Tage abtauchen kann in die Welt der Buchhändler, Feuilletonisten, Schriftsteller und Snobs, eben all jener Buchmenschen, die jährlich in jenes Mekka am Main strömen. Schon früh wurde der Pilgerstrom dieses Jahr unterbunden. Die Messe mit einem Schutzkonzept stattfinden zu lassen, schien nicht gewollt – zumindest wurde es so kommuniziert. Das Ergebnis ist nun eine digitale Messe, bei der sich – die Welt hat es die letzten Monate über gelernt – jeder von seinem Laptop aus zuschalten kann. Doch wirklich fruchten will das Konzept nicht.

Stattdessen setzt sich bei immer mehr Buchmenschen die Erkenntnis durch, die der Verleger Tom Kraushaar bereits vor der Buchmesse im *Spiegel* pointiert zusammenfasste: «Warum haben wir uns nicht mehr Mühe gegeben?» Kraushaar fragt, weshalb niemand lautstark gegen das frühe Absagen einschritt. Er betont, dass die Kosten für die Verlage, um bei der Messe dabei zu sein, immens seien und es sich meist doch nur noch um einen «Akt der Solidarität» handle. Die Frage liegt also nahe, ob sich so eine Buchmesse überhaupt noch lohnt.

Kraushaar ist nicht der erste Kritiker. Schon vor zwei Jahren fragte der Schriftsteller und *FAZ*-Feuilletonist Simon Strauss, wie die Messe mit den Krisendiagnosen in Bezug auf das Medium Buch umgehe, und wer sich auf der Messe selbst umhörte, vernahm die letzten Jahre über viele ähnlich kritische Stimmen. Die zwei grossen Buchmessen in Leipzig und Frankfurt müssen also immer mehr ihre Existenz begründen, müssen sich rechtfertigen und haben sich mit der frühen Absage keinen Gefallen getan – vielmehr haben sie ihre Kritiker bestärkt. Denn wenn die Buchmesse 2020 niemandem fehlt und die Online-Übertragungen genügen, warum soll sie dann 2021 oder 2022 wieder stattfinden? Die Buchmessen könnten komplett abgesagt werden, die Verlage würden viel Geld sparen, vielen war die Teilnahme in den vergangenen Jahren

ohnehin bereits zu teuer. All die geplanten Treffen können nämlich auch ausserhalb dieser einen Oktoberwoche stattfinden. Wenn ein Agent und ein Autor sich treffen wollen, brauchen sie dazu keine riesige Halle voller Lärm und Menschen.

Doch die Organisatoren der Buchmesse können dennoch aufatmen. Denn die digitale Durchführung war ein Flop – unabhängig von allen Statistiken und Erhebungen, unabhängig davon, wie viele Buchmenschen sich vor ihre Laptops pflanzten. Denn das, was die Buchmessen wirklich unentbehrlich macht, sind all die Begegnungen, die zwischen den Terminen stattfinden, das Sicheinschleichen einer fernen Stimme, die von irgendeinem Podest dröhnt, das Hängenbleiben an Romanen und Projekten, von denen man noch nie etwas gehört hat. Die Ziellosigkeit, mit der sich verschiedenste Leute über den Weg laufen, hat immer wieder fruchtbare Zusammenarbeiten zur Folge.

Den Wert dieser Begegnungen müssen die Organisatoren aber erst noch erkennen – und die Teilnehmer auch. Vor allem müssten sie es auch so kommunizieren, müssten zugeben, dass die digitale Lösung keine war und keine sein darf. Stattdessen aber versuchen sie, die digitale Buchmesse als Erfolg zu verkaufen. So, als wäre es nicht wichtig, wie sie stattfindet, solange sie stattfindet. Mit diesem Credo wird das allerdings nicht mehr viele Jahre der Fall sein.



MÖRGELI

## Glitschiges Paarlaufen

Dieser Tage kursiert bei verschiedenen grossen Unternehmen ein Fragebogen zum Thema Konzernverantwortung. Die Fragen sind leicht suggestiv. Und latent aggressiv. Jedenfalls merken die Konzernverantwortlichen, wo das Herz der Fragenden bei der bevorstehenden Konzernverantwortungsinitiative schlägt. Die Fragerin heisst Claudia Gnehm. Sie ist stellvertretende Chefin des Ressorts Wirtschaft beim *Blick*. Und sie arbeitet gegenwärtig an einer grossen Recherche über die Konzernverantwortungsinitiative.

Der Ehemann von *Blick*-Wirtschaftsjournalistin Claudia Gnehm und Vater der gemeinsamen zwei Kinder heisst Felix Gnehm. Felix Gnehm ist Geschäftsführer von Solidar Suisse, früher bekannt als Schweizerisches Arbeiterhilfswerk. Diese NGO ist eine gemeinsame Gründung der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz (SPS) und des Schweizerischen Gewerkschaftsbunds (SBG). Felix Gnehmens Solidar Suisse gehört zu den Urhebern, Vorkämpfern und Einpeitschern der Konzernverantwortungsinitiative. Das linke Hilfswerk kämpft und brüllt wie ein Löwe für die Initiative. Den Löwenanteil seiner Einnahmen liefert übrigens der Bund in Form von Steuergeld – auch und besonders von den Schweizer Konzernen.

Derweil berichtet Claudia Gnehmens *Blick* über die Bernhardiner-Stiftung, die sich dagegen verwahre, dass die Gegner der Konzernverantwortungsinitiative einen Bernhardiner abbilden – der sich oben drein in die eigene Pfote beisst. Claudia Gnehmens *Blick* frohlockt nach dem letzten urban-rot-grünen Abstimmungswochenende: «Wenn am 29. November eine ähnliche Mobilisierung erreicht wird, sieht es düster aus für die Gegner.» Der *Blick* weiss: «Die Wirtschaft kämpft mit einer Millionen-Kampagne gegen die Initiative.» Aber der *Blick* will nicht wissen, dass bislang vor allem die Befürworter Millionen aufgeworfen haben. Dafür stellt der *Blick* die Frage: «Fördert die Kohle der Grossbanken den CO<sub>2</sub>-Ausstoss?»

Vor ein paar Jahren hatte Wirtschaftsjournalistin Gnehm noch weniger Skrupel wegen CO<sub>2</sub> und böser Konzerne. Im Sommer 2014 jettete sie in einem Privatjet von Lissabon nach Zürich. Für ein Interview mit dem Europa-Chef von Nestlé.

Christoph Mörgeli

# Sex, Gewalt und Alkohol

Der Genfer Olivier Jornot ist der einzige bekannte Kandidat für das Amt des Bundesanwalts. Sein schillerndes Vorleben ist nichts für schwache Nerven.

Christoph Mörgeli

Am 15. Januar 2016 feierte die Genfer Staatsanwaltschaft ihre Jahresend-Party ganz besonders ausgelassen. Eine Schar unentwegt Festfreudiger zog in die Transen-Disco «La Garçonnière» weiter. Mitten im turbulenten Geschehen: der kantonale Generalstaatsanwalt Olivier Jornot. Seine damalige Freundin, die Staatsanwältin Rita Sethi-Karam, hatte sich zuvor verabschiedet. In beschwipstem Zustand flirtete Jornot in diesem Nachtclub auf der Tanzfläche mit einer ihm unterstellten, ebenfalls betrunkenen jungen Staatsanwältin. Dummerweise existieren Fotos, die Jornots Hand am Hinterteil dieser Mitarbeiterin zeigen. *Le Matin Dimanche* publizierte prompt eines der Bilder und erinnerte ans kantonale Justizorganisationsgesetz, nach dem die Strafverfolger ihre Aufgabe «mit Würde, Genauigkeit, Fleiss, Sorgfalt und Menschlichkeit» ausüben müssen. Etliche Augenzeugen waren von den Vorgängen schockiert, so dass Jornots Oberaufsicht rasch Wind davon bekam und ein Disziplinarverfahren eröffnete.

Genfs oberster Justizrat beurteilte Jornots Verhalten in einem fünfzehnteiligen Entscheid als «amtsunwürdig». Keine Begeisterung löste speziell auch die Tatsache aus, dass Jornots offizielle Begleiterin kurz zuvor den Klub verlassen hatte, worauf der Genfer Generalstaatsanwalt seine Untergebene umso intensiver antanzte. Sein Verhalten gegenüber der jungen Staatsanwältin stelle aber keine strafbare Handlung dar – und damit auch keinen Grund für eine Verwarnung. Weitere Konsequenzen hatte der Vorfall nicht.

## Party-Tiger und Sheriff

Brisant wären auch die Antworten auf folgende Fragen: Wie soll eine Untergebene auf körperliche Avancen ihres Vorgesetzten reagieren? Hat hier ein Chef seine hierarchische Position missbraucht, um ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen? Muss eine Betroffene mit beruflichen Nachteilen rechnen, wenn sie solche Avancen zurückweist? Erschwerend kommt hinzu, dass Jornot nach Auskunft etlicher Zeugen feuchtfröhlich im Auto nach Hause fuhr. Hätten seine Untergebenen aussagen müssen, dass



*Homme à femmes:*  
Jurist Jornot.

Jornot seinen Wagen in angetrunkenem Zustand gelenkt hat? Wenn dem so gewesen wäre, hätte er die Affäre 2016 beruflich kaum überlebt. Denn der Generalstaatsanwalt ist es, der das Strassenverkehrsgesetz («Via sicura») in Republik und Kanton Genf mit äusserster Strenge handhaben muss. Ob er die Promillegrenze objektiv überschritten hatte, ist nicht entscheidend. Schon allein der begründete Verdacht kann strenge Sanktionen nach sich ziehen.

Olivier Jornots Eroberungen waren schon in den Jahren zuvor Kantonsgeschäft; er galt als Party-Tiger, als «homme à femmes», und zwar bereits, als er zwischen 2002 und 2006 die Genfer Liberalen präsidierte und 2005 bis 2011 im Grossen Rat politisierte. Besonders wenn er in den frühen Morgenstunden feierte, gab es für Jornot kaum ein Halten. Der geschiedene Vater einer 22-jährigen Tochter gilt als Verführer, «manchmal fast zwanghaft», urteilte *L'illustré*. Daneben gibt sich der Jurist, der sich gerne als «Sheriff» betiteln lässt, als kompromissloser Verfechter von Recht und Ordnung; in der Armee bekleidet er den Grad eines Generalstabsobersten und war stellvertretender Brigadekommandant. Vor allem bei den Linken und in

Anwaltskreisen stösst seine harte Hand gegen Bettler, Randständige, Roma oder Sans-Papiers regelmässig auf Kritik.

## Liaison mit untergegebener Staatsanwältin

Seit 2015 brodeln die Gerüchteküche über sein Verhältnis zur damals 37-jährigen Staatsanwältin, Rita Sethi-Karam, deren Vorgesetzter er war. Diese «gefährliche Liebschaft» (*L'illustré*) ritzte möglicherweise das Gerichtsorganisationsgesetz des Kantons Genf. Ob nun Jornot den entsprechenden Paragraphen nicht kannte oder ob er sich als über dem Gesetz stehend wähnte – beides stellt ihm beruflich ein zweifelhaftes Zeugnis aus. Die Zeitschrift wies nach, dass Olivier Jornot im November 2015 zwei Luxuswohnungen im gleichen Gebäude erworben hat, eine für 2,538 Millionen Franken unter seinem alleinigen Namen, die zweite für 1,6 Millionen Franken gemeinsam mit Rita Sethi-Karam. Damit aber wurde die Beziehung offiziell, was etliche Anwälte veranlasste, Verfahrensüberprüfungen und sogar Urteilsrevisionen zu beantragen. Auch war umstritten, ob hier nicht ein gemeinsamer Haushalt vorliege und ob dies gemäss Gesetz eine Tätigkeit in derselben Gerichtsbarkeit verbiete. Kantengänger Jornot indessen bestritt stets das gemeinsame Wohnen.

Ein Rechtsanwalt klagte dennoch wegen mangelnder Objektivität und Distanz im Fall einer Tötlichkeit zwischen einem Polizisten und seinem Mandanten. Generalstaatsanwalt

*Offizier Jornot hatte also nicht nur den Mann, sondern auch die Frau gewaltsam angegangen.*

Olivier Jornot untersuchte die Beschwerde des jungen Mannes gegen den Polizisten, während die Staatsanwältin Rita Sethi-Karam die Beschwerde desselben Polizisten gegen denselben jungen Mann ermittelte. Auch die Medien warfen die Frage auf: Haben sie untereinander, im Büro oder abends zu Hause, über diese Akte gesprochen? Haben sie sich gegenseitig be-

einflusst, auch unbewusst, wie es bei jedem Paar der Fall sein kann? Der Anwalt wollte wissen, seit wann die Liebesbeziehung bestehe, und verlangte zwei unabhängige Strafverfolger, zwischen denen kein sentimentales Verhältnis bestehe. Ob und in welcher Zeitspanne Generalstaatsanwalt Olivier Jornot mit der ihm untergebenen Staatsanwältin liiert war, ist für das Genfer Rechtssystem insofern von Belang, da allenfalls Urteile, bei denen beide mitgewirkt haben, für ungültig erklärt werden könnten.

Der Genfer Anwalt und SVP-Nationalrat Yves Nidegger hatte Jornots Wahl zum Generalstaatsanwalt 2012 noch unterstützt, beschwerte sich aber bei der Aufsicht über Jornots Untergebene Rita Sethi-Karam. Dies sollte ihm nicht gut bekommen; ein gemeinsamer Bekannter liess Nydegger gemäss dessen eigener Aussage im Auftrag des Generalstaatsanwalts ausrichten, er werde ihm den Zugang zu den Gerichten der Republik verunmöglichen. Nydegger machte diese für ihn nicht akzeptable Bedrohung seiner beruflichen Existenz öffentlich. Erst nachdem Jornots Beziehung zu Sethi-Karam bekanntgeworden war, wurde Nydegger klar, weshalb ihm offenbar gedroht worden war.

Schon 2005 hatte Olivier Jornot im Büro eines Untersuchungsrichters antraben müssen: Es ging um einen wüsten Streit vor einem Waadtländer Einkaufszentrum. Jornot wurde wegen Körperverletzung verurteilt, musste eine Geldstrafe von tausend Franken zahlen und die Anwaltskosten der Gegenpartei übernehmen. Der Anlass: Bei einem Parkplatz hatte ein Ehepaar vor ihm die Strasse überquert; Jornot passte dies nicht, er stieg wütend aus seinem Auto aus und «hatte körperlichen Kontakt mit den beiden», wie er eingestand. Der Politiker, Anwalt und Offizier Jornot hatte also nicht nur den Mann, sondern auch die Frau gewaltsam angegangen. Er verschwieg diese Episode gegenüber der FDP, als sie ihn fürs Amt des Generalstaatsanwalts nominierte. Immerhin gab er im Nachhinein zu, dass sein damaliges Verhalten «nicht vorbildlich» gewesen sei.

Selbst Eric Stauffer, der Begründer des rechten Mouvement citoyens genevois (MCG), sagte über Jornot gegenüber der Zeitung *24 heures*: «Er ist wütend und verwirrt. Manchmal merkt er es nicht und verliert in bestimmten Fällen die nötige Distanz.» Im Februar 2020 wurde Olivier Jornot mangels Gegenkandidaten stillschweigend als Genfer Generalstaatsanwalt bestätigt. Dabei prangerten linke Kreise die repressive Haltung des FDP-Manns gegenüber der «Kleinkriminalität» an. Olivier Jornot gilt als Hauptarchitekt des Gesetzes gegen die Bettelei von 2007 und war 2012 Initiator der «Jornot-Richtlinie», die Haftstrafen wegen illegalen Aufenthalts ermöglicht. Auch machte man ihn verantwortlich für das hoffnungslos überfüllte Gefängnis Champ-Dollon, ja selbst für die dort verübten

Selbstmordversuche. Jornot sei ein «harter Hund», warf ihm das Portal *Renversé* vor, weil er seine ersten politischen Spuren bei der rechts-populistischen Genfer «Vigilance»-Bewegung abverdient habe.

### Roschachers dubiose Kontakte

Angesichts dieser schillernden Vergangenheit und seiner aufbrausenden Art dürfte sich die Gerichtskommission sehr genau überlegen, ob sie den Genfer Generalstaatsanwalt dem Parlament als geeigneten Nachfolger von Michael Lauber vorschlagen will. Sein Verhalten gegen Untergebene weiblichen Geschlechts wurde in Genf immer wieder zum Thema. Auch in anderer Hinsicht hatte er sein Temperament nicht unter Kontrolle: Wo er im Nachtclub seine Fin-

ger wandern liess, ballte er sie bei einer tätlichen Auseinandersetzung auch mal zu Fäusten.

Angesichts dieser Vorgeschichte besteht für einen künftigen Bundesanwalt Olivier Jornot ein gewisses Erpressungspotenzial. Und dieses könnte unter Umständen die Arbeit des obersten Strafverfolgers in unserem Land gefährden. Beispiele sind vorhanden: Der frühere Bundesanwalt Valentin Roschacher wurde mit Damen aus dem Rotlichtmilieu gesichtet, bewegte sich privat in zweifelhaften Kreisen – und wurde denn auch während des ominösen «Waldhütten-Treffens» von 2004 prompt von seinem illegal eingesetzten Ermittler Ramos erpresst. Sollte die Bundesversammlung Olivier Jornot zum Chef der Bundesanwaltschaft wählen, dürfte dort zumindest keine Langeweile einkehren.



Bereit für alles, was dein Leben mit dir vorhat:  
Wir unterstützen unsere 1.7 Millionen Versicherten nicht nur als Krankenversicherung, sondern setzen uns aktiv für sie ein: beim Gesundbleiben, Gesundwerden und beim Leben mit Krankheit.

[Mehr über unsere Gesundheitsangebote auf hallo-leben.ch](https://hallo-leben.ch)

Hallo  
Wunder.

Hallo  
Leben.

Deine Gesundheit.  
Dein Partner.



# «Im offenen Krieg»

Die Enthauptung eines Lehrers erschüttert Frankreich. Schulinspektor Jean-Pierre Obin warnte in einem Buch vergeblich vor der Ausbreitung des Islamismus. Seine Befunde sind brisant.

Jürg Altwegg

Ich habe dieses Buch aus Angst geschrieben», erzählt Jean-Pierre Obin: «Aus Angst um meine Enkel und die Epoche, in der sie leben.» Obin war Inspektor im Unterrichtsministerium. 2014 leitete er eine Untersuchung über den Einfluss des Islam in den Schulen des Landes.

Noch war es von Attentaten verschont geblieben. Doch in den Banlieues wurde Bin Laden als Held verehrt. Es kam zu Schmierereien an Synagogen und jüdischen Schulen. Der lange Marsch der Salafisten hatte begonnen. Obins Bericht jedenfalls enthielt reichlich Zündstoff. Doch politische Folgen – Fehlanzeige. «Bis heute war Schweigen die Religion des Staats», sagt er. Auch um dieses Schweigen zu brechen, habe er sein Buch geschrieben.

Heute war gestern: «Comment on a laissé l'islamisme pénétrer l'école» (Wie wir den Islamismus in die Schule haben eindringen lassen) erschien vor einem Monat in einem kleinen Verlag. Am Wochenende vermeldete Amazon das Buch als «Bestseller Nummer eins».

## Händewaschen nach religiösen Kriterien

Am Freitag war der Geschichtslehrer Samuel Paty von einem achtzehnjährigen Tschetschenen enthauptet worden. In einer Lektion über die Meinungs- und Pressefreiheit hatte er seinen Schülern die Mohammed-Karikaturen gezeigt, die von *Charlie Hebdo* zu Beginn des Prozesses gegen die Komplizen des Attentats von 2015 nochmals gedruckt worden waren.

«Lehrer sind Zielscheiben», sagt Obin drei Tage später. Fast so gross wie seine Trauer ist seine Wut: «Nach den Attentaten von Paris habe ich die Regierung auf die Bedrohung der Schulen aufmerksam gemacht.» Er verweist auf eine Zeitschrift des Islamischen Staats, die schrieb: «Die Lehrer, die den Laizismus unterrichten, führen einen offenen Krieg gegen die muslimischen Familien.»

Die Lehrer in den Schulen nahmen die Drohungen ernster als die Beamten in ihren Büros: «Sie schützen sich durch Selbstzensur.» Obin weiss das schon lange. Seit dem Verbrechen erzählen sie auch in den Medien, dass es längst

unmöglich geworden sei, Themen wie die blutige Biografie des Propheten Mohammed, die Shoah, den 11. September oder auch Darwin zu behandeln. Im Fach Französisch rebellieren die Schüler gegen die Ehebrecherin Emma Bovary und den Religionskritiker Voltaire.

In seinem Buch berichtet Obin von einer Hotelfachschule, in der sich die muslimischen Schüler weigern, Schweinefleisch zu berühren. In einer Kantine verlangten die Eltern die totale Kontrolle über das Essen und wollten verhindern, dass überhaupt Fleisch auf die Teller kam: Der Gemeindepräsident gab ihnen nach. Praktisch jeder zweite Lehrer, so Obin, sei mit Problemen rund um das Essen konfrontiert – landesweit. Permanent komme es zu Konflikten um Christbäume, Krippen und den Dreikönigskuchen, der in Frankreich eine weitverbreitete Tradition ist.

Der Kulturkampf der Islamisten zielt auf die gemischten Klassen. Der Schwimm- und der Turnunterricht werden boykottiert. Muslimische Mädchen leiden massenhaft an «Chlor-Allergie», die ihnen von Ärzten bescheinigt wird. An Orientierungsläufen nehmen sie verschleiert teil. Obin berichtet von Forderungen, auch für Knaben nach Religion getrennte Umkleieräume und Toiletten einzurichten. Auf dem Pausenplatz demonstrierten siebenjährige Primarschüler und schrien «Allahu Akbar». In den

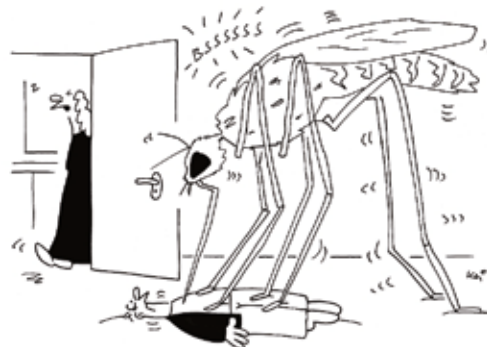
Toiletten organisierten sie die Aufteilung der Becken zum Händewaschen nach religiösen Kriterien. Gymnasiastinnen waren nicht bereit, das mittelalterliche Kloster Cluny zu betreten – ihre Religion verbiete es. In einer Maturklasse wurde Amerika im Geschichtsunterricht vom Lehrplan gestrichen – unter dem Druck der Schüler. Eine Französischlehrerin gestand ihre Angst. Der Geschichtslehrer rechtfertigte sich damit, dass Amerika «der Feind der Muslime» sei. Im Gemeinderat vertritt dieser die extreme Linke.

Für Obin hat sich die Rechte genauso der Komplizenschaft schuldig gemacht: «Auch bürgerliche Gemeindepräsidenten haben die Politik der Muslimbrüder akzeptiert und Islamisten angestellt. 2004 stimmten die rechten Abgeordneten gegen das Verbot des Kopftuchs, denn auch die Kirche war dagegen. In vielen gesellschaftspolitischen Bereichen setzten die Bischöfe auf die Unterstützung durch die islamischen Würdenträger.»

Hat die Republik den Kulturkampf verloren? Langfristig hält Obin einen Sieg der Salafisten für unwahrscheinlich. Seine Bestandsaufnahme macht indes bewusst, wie illusorisch die Unterscheidung zwischen Islam und Islamismus ist. Für eine Mehrheit der muslimischen Schüler kommen die Imperative der Religion vor den Werten der Republik.

Selbstverständlich wollen auch der Vater einer Schülerin des ermordeten Samuel Paty und der fanatische Buchhändler, die zusammen die tagelange Hetze gegen den Lehrer inszenierten, keine Terroristen sein. Sie waren von der Rektorin empfangen worden und hatten Kontakt mit dem ausführenden Tschetschenen gehabt. Sie wurden verhaftet und die Moschee, die ihre Videos verbreitet hatte, geschlossen.

Das Verhalten der Schulbehörden ist unklar. Laut Gerüchten haben sie Paty nicht unterstützt und beschützt, sondern ermahnt. Nach jüngsten Ermittlungen gab der Terrorist den Schülern Geld, damit sie ihn zum Geschichtslehrer führten. Das Bild des abgetrennten Kopfs des Lehrers, das der Attentäter geschossen hatte, tauchte unmittelbar nach der Tat auf dem Instagram-Konto der Schulklasse auf.



«Eine Mücke? Na, dann nimm doch das Insektenspray...»



# Probleme mit der Bodenheizung? Eine Analyse schafft Klarheit.

**Bodenheizungen, die bereits über 30 Jahre in Betrieb sind, sollten untersucht werden. Viele ältere Bodenheizungsrohre bestehen aus Kunststoff. Diese verspröden und verschlammten mit der Zeit. Wenn Sie nicht rechtzeitig reagieren, kann es teuer werden. Deshalb ist eine vorbeugende Analyse sehr ratsam.**

## Bodenheizungsrohre verspröden

Bodenheizungen sorgen für Komfort und sparen Platz. Doch die unsichtbare Wärmeverteilung altert. Versprödung und Verschlammung sind die Hauptgründe für ineffiziente Bodenheizungen. Werden Probleme nicht frühzeitig erkannt, sind die Schäden meist irreparabel. Betroffen sind insbesondere Systeme, die zwischen 1970 und 1990 verbaut wurden, weil in diesem Zeitraum hauptsächlich einfacher Kunststoff als Rohrmaterial zum Einsatz kam. Dieser versprödet mit der Zeit.

## Kalte Böden. Wie weiter?

Wenn die Bodenheizung nicht die gewünschte Leistung bringt, gewisse Räume kalt bleiben und die Regulierung nicht richtig funktioniert, lohnt es sich, eine Fachperson hinzuzuziehen. Dabei ist es wichtig, dass die Anlage vor Ort genauestens untersucht wird.



Umfassende Zustandsanalyse vor Ort.

## Klarheit durch Analyse

Es müssen sämtliche Komponenten miteinbezogen und die Ergebnisse anhand von normierten SWKI-Richtwerten ausgewertet werden. Erst nach einer umfassenden Zustandsanalyse herrscht Klarheit darüber, wie es wirklich um eine Bodenheizung steht. Eine solche Analyse ist schon für wenige Hundert Franken zu realisieren und lässt eine klare Aussage über die Machbarkeit einer Sanierung zu.

## Schutzschicht gegen die Alterung

Das Original zur Rohrrinnensanierung mittels Innenbeschichtung hat die Naef GROUP 1999 auf den Markt gebracht. Damit werden bestehende Bodenheizungen ganz ohne Baustelle saniert. Die Innenbeschichtung dient dabei als Schutzmantel gegen weitere Versprödung.



Versprödetes und verschlammtes Bodenheizungsrohr.

## Nicht spülen, sondern sanieren

Alternativ werden seit einigen Jahren von diversen Anbietern auch Spülungen und Reinigungsverfahren angeboten. Es ist wichtig zu wissen, dass damit das eigentliche Problem – die Versprödung des Rohrmaterials – nicht behoben wird. Mit dem HAT-System wird eine Bodenheizung hingegen tatsächlich saniert.

## 10-jährige Garantie mit dem Original

Das HAT-System ist das einzige Rohrinneinrennensanierungsverfahren, das Kunststoff-Bodenheizungen gemäss DIN-Norm 4726 sauerstoffdicht macht und damit die Alterung stoppt. So ist eine Erweiterung der Lebensdauer der Rohre garantiert und zudem werden auch gleich alle anderen wesentlichen Bodenheizungs-Komponenten gewartet oder ersetzt. Die Wertigkeit des Originals wird durch eine 10-jährige Garantie unterstrichen.

## Vorbeugende Analyse buchen

Die Zustandsanalyse wird vor Ort von einem Spezialisten der Naef GROUP durchgeführt. Die Kosten belaufen sich auf CHF 390.– (inkl. MwSt.). Die Analyse umfasst eine aktuelle Zustandserfassung nach geltenden Richtlinien und eine Beratung über weitere Schritte. Das Angebot gilt in der Deutschschweiz.

Ja, ich möchte mehr dazu erfahren.  
Kontaktieren Sie mich unverbindlich.

Name

Vorname

Strasse

PLZ, Ort

Jahrgang Liegenschaft

Telefon

E-Mail

Datum

Unterschrift

Titel: Weltwoche, 10/2020

## Bitte Talon zurücksenden oder anrufen

Naef GROUP  
Wolleraustrasse 41, 8807 Freienbach  
Tel.: 044 786 79 00, Fax: 044 786 79 10  
E-Mail-Adresse: info@naef-group.com

Der Schutz unserer Kundschaft und aller Mitarbeitenden hat für uns oberste Priorität. Wir arbeiten daher unter strengen Hygienevorschriften. Eine Zustandsanalyse ist somit jederzeit bedenkenlos buchbar.

# Auf dem Land lebt sich's besser

Mindestens einmal am Tag wird es bei uns draussen in der Provinz richtig idyllisch. Auch sonst habe ich den Wegzug aus der Stadt nie bereut.

*Cora Stephan*



*Stadt ist toll, wenn man Party machen will.*

**E**ben noch waren sie die armen Vettern, die Landeier, verbockt und verbohrt, stets unter Verdacht, weniger «welt-offen» und «bunt» zu sein als die unendlich fluiden Flanierer in den Metropolen. Neuerdings aber erweckt es wieder Sehnsüchte, das Landleben. Seit der Corona-Erfahrung mit Shutdown und Home-Office zieht es Städter weltweit hinaus aus den grossen Metropolen mit den hohen Mieten und der schlechten Luft.

Angeblich haben bereits eine Million Pariser die Stadt verlassen, um in der Provinz eine grössere Bleibe mit Licht und Luft und für weniger Geld zu finden. In Italien fordern Architekten und Stadtplaner die Wiederbelebung der über 2000 verlassenen Dörfer, so könne man künftige Pandemien vermeiden. Wozu so ein Virus doch gut sein soll...

## Wälder und Auen

Einerseits erfüllt mich die neue Landlust mit leisem Triumph. Das Land hat endlich sein schlechtes Image abgestreift – schliesslich galt es lange als namenlose und bis auf ein paar Verhockte entvölkerte Provinz, in der es nach Schwein und Armut stinkt und die man ruhig mit Windrädern und Biogasanlagen, Maisfeldern und Abfallhalden zupflastern kann. Mag ja sein, dass noch in den 1950er Jahren die mürrischen Hinterwäldler in der Mehrheit

waren. Heute sind die meisten Bauern hochqualifizierte Agrarmanager.

Andererseits macht mich die neue Landliebe auch nicht ohne weiteres froh. Was ist, wenn jetzt alle hierherziehen wollen und sich als Erstes über den frühmorgendlichen Hahnenschrei beklagen? Oder über den Gestank, wenn die Gülle ausgebracht wird? Oder über das schwere Gerät, das zu Erntezeiten bis in die Nacht durch die Gegend dampft und stampft? Viele Menschen denken bei Natur an lange Spaziergänge durch Wälder und Auen und nicht an das, was Menschen der an sich feindlichen Umgebung seit Jahrtausenden abtrotzen. Besonders beliebt machen Sie sich übrigens, wenn Sie den Landwirten die Vorzüge von Öko und Bio nahebringen wollen, so als neues Evangelium.

Man versteht ja alle, die raus aus der Stadt wollen. Stadt ist toll, wenn man Party machen will, jeden Abend seine Kneipe und danach die Disco braucht, also bis etwa zum dreissigsten Lebensjahr. Oder wenn man sich jenseits der Pensionsgrenze an der gediegenen Altbauwohnung und dem Abonnement für Theater und Oper erfreuen und oft genug verreisen kann. Die Generationen dazwischen, gar noch die mit Kindern, haben es auf dem Land entschieden besser.

Zur Warnung sei gesagt: Da, wo das Land noch Land ist, gibt es nicht nur Idylle. (Doch, mindestens jeden Abend beim Sonnenunter-

gang in der Flussaue.) Einöde herrscht hier allerdings auch nicht. Wir leiden nicht an Unterversorgung mit Schulen und Ärzten. Und doch ist hier nicht einfach städtisches Leben im Kleinen. Das Land hat seine eigenen Gesetze.

## Gestandenes Selbstbewusstsein

Dabei geht es auf dem Dorf nicht engstirniger zu als in städtischen Blasen, bei den Grünen in Altbauwohnungen, wo man sich im Einklang mit der Umwelt fühlt, wenn man Bio kauft, auch wenn man wissen kann, dass vieles davon aus China stammt. Was Bauern erzürnt, ist die Arroganz, mit der sie als Umweltschweine und Tierschänder verdächtigt und mit beständig neuen Anordnungen kujoniert werden, während man Freihandelsabkommen mit Ländern schliesst, bei denen man nicht wissen will, wie dort Tiere und Umwelt behandelt werden.

Die Corona-Panik hat an etwas erinnert, was in Deutschland seltsamerweise vergessen war, obwohl man es in zwei Weltkriegen hat bitter erfahren müssen. In den Städten hungerte man, dank Handelsblockade, auf dem Land gab es meistens noch genug zu essen. Es ist nicht gut, ganz und gar vom Weltmarkt abhängig zu sein. In der Provinz kann man sich noch versorgen, wenn alle Supermärkte und Kneipen geschlossen haben – sofern man seinen Garten bestellt hat und Nachbarn in der Nähe sind, die Hühner halten oder jagen gehen.

Bei uns in der Provinz gibt es ein gestandenes Selbstbewusstsein, wir machen nicht jeden Zeitgeistsinn mit. Gendern finden alle unnötig, das nimmt nur Zeit weg und hebt das Selbstbewusstsein keiner Frau. Auch wenn Walter Dieter liebt oder plötzlich Waltraud sein will, errichtet man hier keine Scheiterhaufen mehr. Aussenseiter werden toleriert, wie ich aus eigener Erfahrung sagen kann. Oder ignoriert. Vor allem, wenn sie glauben, mehr von der Welt zu verstehen und diese ausgerechnet hier, bei uns auf dem Land, verbessern zu können.

Cora Stephan lebt nach dreissig Jahren in Frankfurt am Main seit zehn Jahren in einem winzigen Dorf in Oberhessen. Jüngst erschien von ihr der Roman: Margos Töchter. Kiepenheuer & Witsch. 400 S., Fr. 33.90



# Requiem auf die 68er

Die Geschichte, wie die Schweizer Journalisten von Staats skeptikern zu Staatsfanatikern wurden.



Das Komitee trug den schönen Namen «Komitee gegen Gesinnungsschnüffelei und Überwachungsstaat». Dahinter standen die SP und die Gewerkschaften. Die rote Schweiz bekämpfte mit einem Referendum das verschärfte Strafgesetz. Das war 1982.

«Gegen Gesinnungsschnüffelei und Überwachungsstaat». Es war der Jargon der achtziger Jahre. Die vereinigte Linke kämpfte damals gegen zusätzliche Herrschaftsmittel für den Staat. Kurz zuvor schon hatte sie an der Urne die geplante Bundessicherheitspolizei abgeschossen, die dem Zentralstaat mehr Bürgerkontrolle gebracht hätte. Parallel dazu sympathisierte die Linke mit dem Protest der Jugendunruhen, wo gegen die staatliche «Repression» die Steine flogen.

Damit wären wir bei den Medien jener Jahre. Viele Journalisten aus Presse und TV unterstützten den Aufstand gegen obrigkeitliche Macht. Denn im Herzen sind Journalisten keine Jünger der Staatsgläubigkeit. «Macht aus dem Staat Gurkensalat», so der Slogan der Protestdemos, war durchaus ihre Tonlage. Der typische Journalist jener Zeit war ein 68er – und damit staats skeptisch bis staatsfeindlich.

Links zu sein, hatte in den Achtzigern noch freiheitliche Züge. Doch dann rutschte die Linke zunehmend in die etatistische Ecke. Die Journalisten rutschten zügig mit.

Bei Corona ist die Spätfolge davon schön zu beobachten. Vierzig Jahre nach dem «Komitee gegen Gesinnungsschnüffelei und Überwachungsstaat» lesen wir heute im *Blick* den Aufruf zur Verfolgung von Gesinnungsfeinden: «Haben Sie Masken-Verweigerer angetroffen?

Schicken Sie uns Videos und Fotos von Ihrem Arbeitsweg im ÖV.» Es mag ein Ausrutscher gewesen sein. Aber Ausrutscher gibt es stets dann, wenn der Zeitgeist das seifige Parkett dafür liefert.

Noch populärer ist unter Journalisten der überwachende Zentralstaat geworden. Der Applaus in den Mainstream-Medien kannte jeweils keine Grenzen, wenn die Befehlsgewalt des Bundesrats einen Shutdown, eine Maskenpflicht oder ein Versammlungsverbot verordnete. Nur wenige, wie die NZZ und die *Welt-*

*Links zu sein, hatte in den Achtzigern freiheitliche Züge. Doch dann rutschte die Linke in die etatistische Ecke.*

*woche*, scherten bei der Konfettiparade für die Regentschaft aus. Die Journalisten jubelten dann, die Regierung zeige «grosse Führungsstärke», so der *Tages-Anzeiger*, und sie habe «ein Machtwort» gesprochen, so das Schweizer Fernsehen. Wenn die Zentralregierung für einmal nicht rigoros durchgriff, so wie zuletzt, folgte die NZZ am Sonntag: «Der Bundesrat lässt Führungsstärke vermissen.»

Journalisten, die ein klares Machtwort von einer führungsstarken Zentralgewalt ersehnen – es ist wirklich lange her, seit die 68er daraus Gurkensalat machen wollten.

Wie kam es so weit, dass so viele Journalisten von staatskritischen zu staatstragenden Figuren wurden? Mit Corona hat es wenig zu tun. Corona war nur der Kulminationspunkt,

der diesen Wandel besonders deutlich machte. Der Prozess der geistigen Verstaatlichung begann lange zuvor.

Der Prozess war die Folge einer Verschiebung der politischen Tektonik. Anfang der neunziger Jahre begann der Aufstieg der SVP. Die Partei, mit Ausnahme ihrer etatistischen Landwirtschaftspolitik, setzte auf die Parole, dass der Staat zunehmend die Freiheit der Bürger beschneide. Die Linke ging nun dezidiert auf Gegenkurs und propagierte eine stärkere Regulierung der Gesellschaft und einen Ausbau des *nanny state*: mehr Staat von Sozial- bis Familienpolitik, mehr Staat von Mieten bis Löhne, mehr Staat von Gewerbe bis Banken.

Die Mehrzahl der Medien trug diesen etatistischen Kurs mit. Im Grunde verrieten die Journalisten dabei ihre Herzen, die traditionell nicht für einen allmächtigen Ordnungsstaat schlugen. Aber das gemeinsame Feindbild der SVP schweisste sie mit der Linken zusammen, die inzwischen zu Links-Grün geworden war, wo die Verbotspartei der Grünen zusätzlichen Druck in der ordnungspolitischen Debatte aufbaute.

Interessanterweise lief es in Deutschland genauso, wenn auch unter anderen Vorzeichen. In den zwanzig Jahren, in denen Angela Merkel die CDU beherrscht, hat sie die Partei immer weiter nach links und in eine Doktrin der allgegenwärtigen Staatsmacht geführt. Auch hier, mit wenigen Ausnahmen wie *Bild* und *Welt*, folgten ihr die Medien in Reih und Glied.

Wir werfen denn einen letzten Blick zurück auf die wilden Medienzeiten und fassen zusammen: Unter unseren staatsnahen Journalisten haben auch die letzten 68er abgedankt.

# Humorstandort Deutschland in Gefahr?

Cancel-Culture, Spassgesellschaft und die Zukunft der Ironie:  
Obsiegt das geistig verbarrikadierte Spiessertum?

Reinhard Mohr



*Ironie statt Ideologie: Harald Schmidt, Otto Waalkes, Andreas Rebers (v. l.).*

Es ist meist ein gutes Zeichen, wenn Menschen eigene Äusserungen bedauern, die andere verletzt oder beleidigt haben könnten. Im Leben kommt das immer wieder einmal vor. Wenn aber Kabarettisten und Komiker, neudeutsch: Comedians, sich für Auftritte entschuldigen, die Jahre zurückliegen, ohne von «Betroffenen» dazu aufgefordert worden zu sein, wirkt das merkwürdig. Genau das geschieht zurzeit – nicht nur in Deutschland. Der in Zürich lebende Kaya Yanar bekannte jüngst, dass er sich mit seiner Figur «Ranjid» keinesfalls über Inder lustig machen wolle. Er selbst hat einen türkisch-hessisch-arabisch-schweizerischen Migrationshintergrund und regt nun eine «Diskussion» seiner Fan-Gemeinde an, ob er «Ranjid» weiterspielen solle oder nicht. Auch sein Kollege Bernhard Hoëcker übt Selbstkritik. 2006 parodierte er den schwarzen Rapper 50 Cent und malte sich dafür sein Gesicht schwarz an. «Blackfacing», so lautet der anti-rassistische Kampfbegriff, «war damals schon nicht in Ordnung», entschuldigt er sich nun. Auch das Komiker-Duo Erkan und Stefan, Erfinder des «Kanak-Sprak»-Neologismus «brontal», macht sich im Rückblick Vorwürfe, weil das Wort «schwul» häufig jenseits seines an-

gestammten Kontexts verwendet wurde. Stattdessen wollen sie nun das achtsamere Schimpfwort «vegan» benutzen, wenn es um die Charakterisierung wurzelbärtiger Weicheier und esoterischer Öko-Schlampen geht.

Auch Anke Engelke, die immer wieder ökoalternativ-feministische Frauenfiguren durch den Kakao gezogen hat, sieht Anlass, sich zu entschuldigen. «Ich würde mich nicht mehr dunkel schminken lassen», sagte die 54-jährige Schauspielerin und Komödiantin angesichts der Debatten über Rassismus, Sexismus, Transphobie und Diversität. In ziemlich lustigen Sketchen hatte sie vor Jahren die vor allem intellektuell herausgeforderte Sängerin der Girlgroup Tic Tac Toe namens «Ricky» persifliert. Auch viele Figuren der Sat-1-Comedy-Serie «Ladykracher» würde Engelke heute nicht mehr spielen, schon gar «keine Asiatinnen». Öffentlich bekennt sie: «Ich bin heute nicht empört über mich, aber traurig, dass ich damals nicht gesehen habe, dass das nicht in Ordnung ist.» Sogar «Otto – der Film», vor 35 Jahren ein Blockbuster, gerät unter Rassismusverdacht, obwohl die Drehbuchautoren Bernd Eilert und Robert Gernhardt gestandene linke Satiriker waren.

Was ist los am Humorstandort Deutschland? Herrschen nun Kritik und Selbstkritik wie in stalinistischen Zeiten? Schluss mit Ironie, Satire und Sarkasmus? Muss ab sofort jeder Witz, jeder Sketch, jede ironische Bemerkung zuvor von einem Bundeshumorbeauftragten geprüft werden? Womöglich eine neue Aufgabe für den Mund-Nasen-Schutz-Experten Dr. Karl Lauterbach, wenn die Corona-Pandemie überstanden ist? Folgt dann der Maulkorb?

## «Volk ohne Witz»

In weiten Teilen der Welt fragt man sich allerdings: Die Deutschen und Humor – wie bitte? Stets galten die Germanen als «Volk ohne Witz», als humorlose Berserker und schlechtgelaunte Organisationsfanatiker. Das stimmte zwar nicht – denken wir nur an Till Eulenspiegel und Theo Lingen, Karl Valentin und Liesl Karlstadt, Heinz Erhardt und Werner Finck, Wolfgang Neuss und Gerhard Polt –, aber das Klischee hält sich, obwohl ausgerechnet vom grossen deutschen Philosophen Immanuel Kant eine selten präzise Definition des Lachens stammt: Es sei «ein Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in Nichts». Kollege Hegel verbesserte,

es handle sich eher um ein «Resultat des Kontrasts des Wesentlichen mit der Erscheinung» – eine Formulierung, die die deutsche Eigenart wieder zu bestätigen scheint, selbst aus alltäglichen Phänomenen noch ein theoretisches Problem zu machen.

In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts jedoch, nach Mauerfall und Wiedervereinigung, erhob sich die deutsche «Spassgesellschaft» aus den Trümmern der politischen Erlösungsideologien. Plötzlich wurde alles in Grund und Boden gelacht. Die Parole lautete: Ironie statt Ideologie, Kult statt Kulturkritik. Selbst das Feuilleton ergötzte sich am Trash von «Big Brother» und entdeckte die Lust am Banalen. Der Unernst hatte eine befreiende Wirkung und sprengte die Grenzen zwischen seriöser Kultur und unseriöser Unterhaltung. So erhielt das traditionell linke Kabarett, das Brettl der guten Gesinnung, Zuwachs von Comedians wie Hape Kerkeling, Dirk Bach, Ingo Appelt, Stefan Raab, Michael Mittermeier, Rüdiger Hoffmann und Atze Schröder, deren Protagonisten nicht Kanzlerkandidaten und Präsidenten waren, sondern Menschen aus dem echten Leben. Das Lachen musste nicht mehr gesellschaftskritisch im Halse steckenbleiben – es durfte gleich heraus. Exemplarisch die «Bullyparade» auf Pro Sieben mit «Bully» Herbig («Der Schuh des Manitu»), in der etwa die kettenrauchenden Intellektuellendarsteller «Pavel» und «Bronko» sich in grossen, abgeschabten Fauteuils fläzten und mit tschechischem Akzent den Lauf der Welt kommentierten.

Harald Schmidt, «Dirty Harry», wurde zum König dieser Rundum-Ironisierung, bei der politische Indifferenz auch zur Waffe der Unangreifbarkeit werden konnte – irgendwo zwischen der alten Journalistenweisheit «Ironie versteht sowieso keiner!» und dem Motto von Heinz Schenk («Zum blauen Bock»): «Witzschkeit kennt keine Grenzen, Witzschkeit kennt kein Pardon!»

Harald Schmidts berüchtigte satirische Personage wäre heute, in Zeiten von Shitstorm und Cancel-Culture, undenkbar: «Fahrer

### *Selbst das Feuilleton entdeckte die Lust am Banalen. Der Unernst hatte eine befreiende Wirkung*

Üzgür», der im Keller angekettete «Ossi», «Die dicken Kinder von Landau» und das sexuell versaute Puppen-Duo «Bimmel und Bommel» mit dem Hang zum «guten A». Ebenso das hochempfindliche «Nazometer», das schon beim Wort «Autobahnausfahrt» nach oben schoss wie einst der rechte Arm zum Führergruss. Unvorstellbar, dass ihm, wie 1998, der Medienpreis für Sprachkultur zuerkannt würde. Laudatorin damals: Alice Schwarzer.

Auf Anfrage des Autors, sich zur gegenwärtigen Lage der Nation zu äussern, antwortete Schmidt sehr freundlich, aber bestimmt, angesichts der «nervösen» Zeiten ziehe er «doch die Beschaulichkeit» vor. Womöglich auch ein ironischer Kommentar zum Zeitgeist der spiessigen Aufpasser-und-Duckmäuser-Republik, die keinen Spass mehr versteht und Gedankenpolizisten wie den Twitter-Blockwart Jan Böhmermann als Coverboy feiert.

#### **Attacken der Säuberungskolonnen**

Kabarettist und Musiker Andreas Rebers jedoch – der in seiner legendären «Islamistenpolka» zu schönster Volksmusik reimt: «Selbstmordattentäter, komm ein bisschen später und verüb dein Attentat ganz allein für dich privat» – zeigt sich «relativ unbeeindruckt» von den Attacken der moralischen Säuberungskolonnen. «Letztendlich», sagt er, «ist das alles nichts weiter als ein Geschäftsmodell für Leute, die vielleicht doch nicht so viel zu sagen haben und auf diesen Zug aufspringen, weil er gerade angesagt ist.»

Auf lange Sicht habe «dieser Opportunismus keine Chance». Er werde «nur über künstliche Beatmung durch Fernsehsender und die üblichen Zeitgeist-Bestimmer am Leben erhalten»: «Denn sie sind weder progressiv noch konservativ – sie sind rückständig, intolerant, sehr deutsch und deshalb humorlos. Cancel-Culture zeigt lediglich, wie komatös inzwischen weite Teile der Kabarett-Szene sind.»

Dieter Nuhr, der nicht erst in diesem Sommer im Zentrum vieler Attacken stand, moniert, «dass viele Kritiker nicht mal mehr in der Lage sind, Rolle und Person, Ironie und dahinterstehende Gedanken zu trennen. Kritiker und Publikum, links wie rechts, sind oft nicht mehr willens, Uneindeutigkeiten zu ertragen.»

#### **Intelligente Selbstdistanz**

Am Ende aber geht es nicht um «Ranjid», «Ricky», «Die dicken Kinder von Landau» oder die Frage, ob man Greta kritisieren darf. Es geht um die Freiheit insgesamt. Die gesamte Geschichte der europäischen Aufklärung, ja die Kultur Europas ist ohne die Freiheit zu ätzender Ironie und bitterbösem Sarkasmus, ohne Polemik, Streit und zugespitzte Kritik nicht denkbar. Der Kampf gegen die Zensur hat Jahrhunderte gedauert. Am Ende war er erfolgreich. Für die Selbstwahrnehmung demokratischer Gesellschaften ist die Fähigkeit zur Ironie, zur intelligenten Selbstdistanz essenziell. Wer sie einem moralisch-politischen Dogma, also einer neuen Zensur, unterwerfen will, ist nicht nur dumm. Er ist ein Reaktionär, der in die Epoche vor der Aufklärung zurückwill.

Wann, wenn nicht jetzt, wäre die Zeit, angesichts des peinlich humorlosen, geistig verbarrikierten Spiessertums, das wie einst die heilige Inquisition jedes Wort umdreht und sich dabei auch noch fortschrittlich dünkt, in ein homerisches Gelächter auszubrechen?



## **INSIDE WASHINGTON Mediales Blackout**

Typischerweise warten die Medien zu diesem Zeitpunkt des US-Wahlkampfes, wenige Wochen vor dem Entscheid, wie auf Nadeln auf eine grosse «Oktober-Überraschung». Pünktlich veröffentlichte die *New York Post* letzte Woche auf ihrer farbigen Titelseite die sensationelle Nachricht, dass Joe Biden in seiner Zeit als Vizepräsident der Vereinigten Staaten in dubiose Machenschaften verwickelt gewesen sei. Das Skandalblatt der Grossstadt erhielt einen Fundus von angeblich belastenden E-Mails zugespielt, die an und von Hunter Biden – verschwenderischer Sohn des Präsidentschaftskandidaten – geschickt worden waren. (Siehe Seite 22)

Aber die wirkliche «Oktober-Überraschung», die selbst zynische Politveteranen wie die Autorin dieser Zeilen verblüfft, ist die komplette Abstinenz an Neugier der Mainstream-Medien. Sofort legte sich ein Mantel des kollektiven Schweigens über die brisante Story. Die Journalisten schämten sich, dass sie die Existenz der Geschichte überhaupt zugegeben hatten. Linke Voreingenommenheit, professionelle Skepsis, abfällige Angriffe auf die Motive der Quellen waren vom Medientross zu erwarten. Doch bis anhin haben Konkurrenz, Eitelkeit und Pflichtbewusstsein jeden aufrechten Journalisten dazu getrieben, brisante Geschichten einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Sogar während der Lewinsky-Affäre der neunziger Jahre, die zum Amtsenthebungsverfahren gegen Bill Clinton führte, als die Presse emsig die Schuld des Präsidenten kleinzuschreiben versuchte, war sie von Neugier geleitet und wollte immer neue Details wissen.

Aber jetzt nicht mehr, da der Gegner Trumps plötzlich am Pranger steht. Amerikas Jagdhunde des Journalismus sind zu territorialen Wachhunden geworden. Welch eine Oktober-Überraschung!

*Amy Holmes*

# Konservative Lichtgestalt

Amy Coney Barrett, Präsident Trumps Kandidatin für den Supreme Court, kommt beruflich und privat untadelig daher. Für die Republikaner ist sie ein Glücksfall.

*Katharina Fontana*

**S**ie macht es ihren Gegnern nicht leicht. Amy Coney Barrett, die von Präsident Donald Trump für den vakanten Sitz am Obersten Gericht der Vereinigten Staaten vorgeschlagen wurde, hat die mehrtägigen Anhörungen vor dem Justizausschuss des Senats souverän gemeistert. Sie hat beste Chancen, in Kürze von der republikanischen Senatsmehrheit als Richterin auf Lebenszeit bestätigt zu werden. Damit wäre sie die sechste konservative Stimme am neunköpfigen Supreme Court und könnte dem Gremium während Jahrzehnten ihren Stempel aufdrücken – wie dies die im September verstorbene Ruth Bader Ginsburg, der sie nachfolgen soll, einst für die Progressiven getan hat.

Der Auftritt der 48-jährigen Juristin vor den Senatoren war tadellos: Sie absolvierte den Marathon ruhig, geduldig, ohne sichtbare Emotionen, ohne Gesten und ohne jegliche Unterlagen. Vor ihr lag lediglich ein Notizblock – unbeschrieben, wie sich zeigte, als sie ihn auf Wunsch eines Senators in die Höhe hielt. Wer wissen wollte, wie sich Barrett zu umstrittenen Leiturteilen des Obersten Gerichts wie dem Abtreibungsrecht oder der gleichgeschlechtlichen Ehe positioniert und ob sie an diesen und anderen Präzedenzfällen festhalten würde, wurde enttäuscht. Barrett vermied, wie es für Richterkandidaten üblich ist, klare Aussagen und verwies auf die richterliche Unabhängigkeit, die Kommentare zu potenziellen Fällen ausschliesse.

## Gott und Justiz

Den Demokraten bleibt somit nichts anderes übrig, als sich auf Mutmassungen zu beschränken, was die konservative Juristin als Verfassungsrichterin alles anrichten werde. Im Fokus der gegnerischen Angriffe steht ihr katholischer Glaube, den sie, wie sie selber sagt, sehr ernst nimmt; ihre Familie gehört der kleinen ökumenischen Glaubensgemeinschaft People of Praise an. Bei den Demokraten schürt das klare religiöse Bekenntnis der Kandidatin verständlicherweise Sorgen, dass das Oberste Gericht gesellschaftspolitisch nun

den Rückwärtsgang einlegen werde. Ihr Glaube stelle keinerlei Hindernis für die Ausübung des Amtes dar, lautet Barretts Standardantwort, wenn es um die Religion geht. Sie würde ihre persönlichen Überzeugungen nie über das Recht stellen, wobei diese Herausforderung im Übrigen nicht nur für gläubige Richter gelte.

Barretts beruflicher Werdegang ist beeindruckend. Nach einem Studium der engli-



*Originalistin:*  
Juristin Coney Barrett.

sehen Literatur besuchte sie die katholische Privatuniversität Notre Dame in Indiana, wo sie Rechtswissenschaften studierte und brillierte. Später übernahm sie dort einen Lehrstuhl mit Schwerpunkt Verfassungsrecht, 2017 wurde sie unter Präsident Trump an ein Bundesberufungsgericht gewählt.

Nicht nur ihre juristischen Qualitäten sind unbestritten, auch was ihr Privatleben angeht, ist sie praktisch unangreifbar. Amy Coney Barrett und ihr Mann haben sieben Kinder: fünf leibliche, der jüngste Sohn hat das Down-Syndrom, zwei weitere aus Haiti wurden adoptiert. Zu ihrer Anhörung marschierte Barrett mit der Familie auf und stellte jedes ihrer sie-

ben «wundervollen Kinder» in ein paar Sätzen vor. Dieses Familienbild ist so perfekt, dass die Demokraten schon gar nicht versuchten, sie auf der persönlichen Ebene anzugreifen und zu diskreditieren.

Mit sechs Geschwistern in einer Mittelschichtsfamilie aufgewachsen, sei es immer ihr Wunsch gewesen, selber viele Kinder zu haben, erzählte Barrett bei einem Anlass zum Thema Mutterschaft und Arbeit. Dass man mit einem derart vollen Heim noch eine steile Karriere als Rechtsprofessorin und Richterin machen kann, ist nicht selbstverständlich. Barrett scheint dabei ein gutes Händchen bei der Wahl des Ehemannes gehabt zu haben. Sie seien ein Team, so Barrett, und hätten sich die familiären Aufgaben immer aufgeteilt: Ihr Mann, ebenfalls Jurist, habe eingekauft und die Kinder herumchauffiert, während sie gekocht habe. Im Falle ihrer Ernennung wird Barrett die erste Mutter schulpflichtiger Kinder sein, die am Obersten Gericht einen Sitz innehat.

## Wörtliche Auslegung

Die Ernennung Amy Coney Barretts wäre für Trump persönlich ein Erfolg und für die Konservativen schlicht ein Glücksfall. Barrett ist, wie für die von republikanischen Präsidenten ernannten Richter üblich, Mitglied der Federalist Society, einer einflussreichen Gruppierung konservativer und libertärer Juristen, die sich gegen die «orthodoxe liberale Ideologie» im Recht richtet und die Aufgabe der Justiz darin sieht, die Verfassung wörtlich auszulegen, statt sie fortzubilden. Originalismus nennt man diese Haltung, und sie ist das Gegenprojekt zur expansiven Rechtsprechung, wie sie der Supreme Court teils früher gepflegt hat. Bannerträger der Originalisten war der herausragende Antonin Scalia, 2016 verstorbener Richter am Supreme Court, für den Barrett einst als Assistentin gearbeitet hatte. Ein Richter müsse das Recht anwenden, wie es geschrieben sei, und nicht, wie er es gerne hätte, sagte Barrett bei der Anhörung im Senat. Sie könnte, wie einst Scalia, zur neuen Lichtgestalt der Konservativen werden.

# Monika Maron und der Stein des Anstosses

Warum die Autorin bei S. Fischer ausgemustert wurde.



Vor etwas mehr als zwei Monaten, Mitte August, besuchte ich Monika Maron in ihrem Haus in tiefstem Mecklenburg-Vorpommern, wohin sie sich immer dann zurückzieht, wenn es ihr in Berlin zu heiss und zu stickig wird. Also im Sommer. Oder wenn sie schreiben und den Versuchungen einer Grosstadt entkommen will. Wir unterhielten uns über Leben in Zeiten von Corona, den Umgang mit einer Risikogruppe, der wir beide angehören, und die Frage, warum jeder Mann und jede Frau sich sein/ihr Geschlecht aussuchen, aber nicht selbst bestimmen kann, wie alt er/sie sein möchte.

«Wenn ich achtzig bin, bin ich achtzig, obwohl ich mich vielleicht wie sechzig fühle. Oder wie vierzig», sagte Maron. «Wenn das Geschlecht ein soziales Konstrukt ist, dann müsste auch das Alter ein soziales Konstrukt sein. Ich wundere mich, dass noch niemand darauf gekommen ist, diesen Widerspruch aufgezeigt hat.»

Monika Marons letztes Buch, «Artur Lanz», war gerade erschienen, die Geschichte einer Beziehung zwischen einer Frau in Marons Alter und einem wesentlich jüngeren Mann, der mit sich selbst hadert, was und wer er sein möchte, ein Roman mit autobiografischen Bezügen, wunderbar geschrieben, aber doch ein wenig sperrig, weil er ein heikles Thema aufgreift: Warum das Heldentum «out» ist und «die Gesellschaft» keine Helden haben will. Man könnte es auch so sagen: Warum sich die *appeaser* und Mitläufer durchgesetzt haben. Einige Rezensenten warfen Monika Maron vor, sie sei «nach rechts» gerückt, derzeit ein beliebtes «Argument», mit dem jeder für nicht satisfaktions- beziehungsweise zurechnungsfähig er-

klärt wird, der sich der Political Correctness verweigert, die inzwischen auch im Literaturbetrieb Einzug gehalten hat.

Monika Marons Bücher erscheinen seit vierzig Jahren im S.-Fischer-Verlag in Frankfurt. Angefangen hatte alles mit dem Roman «Flugasche», der in der DDR nicht erscheinen durfte. Nach jedem Buch, das bei S. Fischer herauskam, meldete sich der Verlag und machte ihr ein Angebot für das nächste Buch. Zuletzt vor zwei

*«Als Autorin bin ich nun heimatlos, was mit 79 Jahren durchaus eine Frage der Existenz ist.»*

Jahren, nach «Munin oder Chaos im Kopf». Diesmal aber nicht, «Artur Lanz», so Maron bei unserem Treffen im August, sei «lustlos» verlegt worden, als schäme sich der Verlag für das Buch, sie fürchte, man möchte die Zusammenarbeit mit ihr beenden, traue sich aber nicht, es ihr klar zu sagen. Und so kam es auch. Am 9. Oktober wurde «Artur Lanz» im «Literarischen Quartett» des ZDF vorgestellt, überraschend positiv, nur ein paar Stunden zuvor hatte Monika Maron einen Anruf von ihrem Lektor bei S. Fischer bekommen, den die Verlagsleitung beauftragt hatte, ihr mitzuteilen, dass es keinen neuen Vertrag geben würde.

Ende der letzten Woche gab Monika Maron der *Welt am Sonntag* ein Interview, in dem sie rekapitulierte, wie es zu dem «Rausschmiss» gekommen war und wie sie sich seitdem fühlt: «Als Autorin bin ich nun heimatlos, was mit 79 Jahren durchaus eine Frage der Existenz ist.»

S. Fischer, 1886 in Berlin gegründet, hat 1901 die «Buddenbrooks» von Thomas Mann verlegt, auf der Backlist des Verlages stehen die Namen von Alfred Döblin, Walter Benjamin, Ludwig Börne, Gerhart Hauptmann, Hermann Hesse, Hugo von Hofmannsthal, Arthur Schnitzler und Carl Zuckmayer. Keine Frage: Mit solchen Schwergewichten im Gepäck kann S. Fischer den Verlust von Monika Maron verkraften. Andersrum ist es auch für eine erfolgreiche und renommierte Schriftstellerin nicht einfach, das Haus zu wechseln. Erstens, weil mit 79 nichts einfach ist, und zweitens, weil auch Können und Reputation keine Garanten für Erfolg sind.

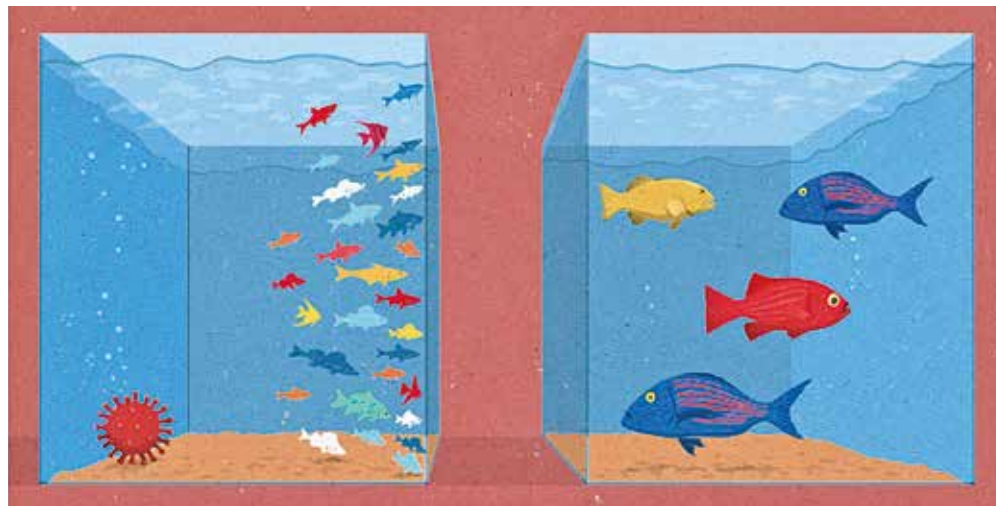
Warum sie bei S. Fischer ausgemustert wurde, sagt Monika Maron, könne sie «nur vermuten». Vielleicht, weil sie sich «in erster Linie nicht als Frau, sondern als Mensch» versteht, weil sie «das muslimische Kopftuch für ein Zeichen der Unterdrückung und nicht der religiösen Freiheit» hält oder weil ihr «die immer irrer werdende Gendersprache», dieses «Kauderwelsch», auf die Nerven geht. Meinungsfreiheit hin oder her, «das reicht, um als neurechts oder sogar rassistisch zu gelten». Man nimmt ihr auch übel, dass sie im März ein Buch in einem kleinen Dresdner Verlag publiziert hat, der als «rechts» gilt.

In einer Pressemitteilung vom Montag heisst es: «Man kann nicht bei S. Fischer und gleichzeitig im Buchhaus Loschwitz publizieren, das mit dem Antaios-Verlag kooperiert.» Der Stein des Anstosses: ein 112 Seiten schmales Bändchen – «Krumme Gestalten, vom Wind gebissen» – mit dreizehn «Essays aus drei Jahrzehnten», die alle schon irgendwo erschienen sind, davon «vier oder fünf» (Maron) bei S. Fischer.

# Unternehmertum im Überlebenskampf

Die Schweizer Wirtschaft erholt sich besser, als im Frühling vorausgesagt. Konkurse und Arbeitslosigkeit werden bald durch die Corona-Politik bestimmt.

Beat Gygi



*Nicht alle werden bis zum Schluss durchhalten.*

Die Wirtschaft in der Schweiz ist gegenwärtig etwa zu 95 Prozent am Laufen, vielleicht nicht ganz, aber doch zu über neun Zehnteln: Das etwa ist der Tonfall von Ökonomen und Vertretern aus Unternehmen, Verbänden und Verwaltung, wenn sie aufgrund ihrer jüngsten Erfahrungen die gegenwärtige Lage in der Schweiz einschätzen. Ist das viel oder wenig? Konjunkturforscher verbreiten nun eher Optimismus. Der Einbruch des Bruttoinlandsprodukts scheint geringer zu sein, als die Experten es im Frühling zunächst vorausgesagt hatten. Im April hatte das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) einen Einbruch des Bruttoinlandsprodukts für 2020 um 6,7 Prozent vorausgesagt, im Juni ein Minus von 6,2 Prozent, und nun im Oktober spricht man noch von einer Schrumpfung um 3,8 Prozent. Andere haben auf ähnliche Weise ihre Beurteilungen revidiert. Die Konjunkturforschungsstelle KOF der ETH Zürich hat im Sommer noch einen Rückgang um 4,7 Prozent geschätzt, auch ihre Aufdatierungen befinden sich auf dem Weg nach oben.

Dahinter stehen ein Aufatmen und Nachholen der Bevölkerung nach dem Ende des Shutdowns. Mobilität und Einkaufsaktivitäten der Leute stiegen nach der März- und Aprildepression bis im August wieder mehr oder weniger auf frü-

here Niveaus – womit das Verpasste allerdings noch nicht wettgemacht ist. Auch die Erholung der Exporte spielt hinein, etwa bei den Uhren, deren Verkäufe im Frühling auf einen Fünftel abgesackt waren. Vielleicht wird die schärfste Rezession der Nachkriegszeit auch rascher vorbei sein, als viele erwartet und befürchtet haben. Die Konjunkturentwicklung nach dem Muster eines V – abrupte Bewegung nach unten, dann rascher Anstieg nach oben – wird jedenfalls auch in Berichten aus der Finanzbranche wieder mehr zur Sprache gebracht als im Sommer.

## Verhältnisse werden rauer

Was ist mit den Menschen, die mit den nicht oder schlecht laufenden 5 oder mehr Prozent der Wirtschaft verbunden sind? Der Blick auf den Arbeitsmarkt zeigt, dass für viele offen ist, ob sie in Arbeitslosigkeit geraten werden. Nach den Worten von Boris Zürcher, Leiter der Direktion Arbeit im Seco, wurden im September für fast 450 000 Personen Voranmeldungen für Kurzarbeit bewilligt – das entspricht etwa 9 Prozent aller Beschäftigten in der Schweiz. Zum Vergleich: Die Arbeitslosenquote im September belief sich laut Seco auf rund 150 000 Personen, was eine Arbeitslosenquote von 3,2 Prozent bedeutet. Was von

den Kurzarbeitsanträgen dann allerdings effektiv abgerechnet wird, wird auch davon abhängen, welche Corona-Massnahmen von den Behörden künftig erlassen werden. Da Covid-19-Kredite nicht mehr vergeben werden, werden die Verhältnisse rauer, vor allem für die Selbständigen, die eigentlich das Rückgrat des Unternehmertums sind und jetzt in einen nie erwarteten Überlebenskampf geraten.

Besonders exponiert sind viele selbständige Unternehmer in Branchen, die ziemlich eng mit Leuten zu tun haben: mit Geselligem, mit Anlässen, Unterhaltung, Kunst, Gastronomie, auch Detailhandel, Reisen oder Beherbergung. Auffallend ist, dass diese Tätigkeiten ziemlich beschäftigungsintensiv sind und deshalb für die Arbeitsmärkte mehr ins Gewicht fallen als von der Wertschöpfung her. In der Gastronomie arbeiten in Normalzeiten 3,4 Prozent der Beschäftigten im Land, deren Anteil am Bruttoinlandsprodukt beträgt 1,1 Prozent. Die Sparten Kunst, Unterhaltung und Erholung kommen auf einen Beschäftigungsanteil von 1 Prozent und erbringen 0,6 Prozent des Sozialprodukts. Und nimmt man den Detailhandel, sind dies 6 Prozent der Beschäftigten und 3,8 Prozent der Wirtschaftsleistung. Dass aus Kurzarbeit Arbeitslosigkeit wird, ist in die-

sen bedrängten Bereichen eher zu erwarten als anderswo. Der Branchenverband Hotellerie-suisse schätzt, dass 6 Prozent der Hotels unter dem Druck der Unterauslastung mit einem Konkursrisiko von 60 Prozent und mehr rechnen; besonders stark leide die Branche etwa in Zürich und Genf, auf die Stadthotellerie hochgerechnet seien zurzeit rund 142 Betriebe vom Konkurs bedroht. Über die gesamte Wirtschaft betrachtet, ist die Konkurshäufigkeit in diesem Jahr allerdings noch nicht gestiegen. Im Gegen-

### *Das Bedrohliche liege in unterschwelligen Veränderungen bei den Rahmenbedingungen.*

teil, eine Untersuchung der KOF zeigt, dass es unter den Firmen bisher eher eine Untersterblichkeit gab, die wahrscheinlich auch mit den Corona-Stützungsmaßnahmen des Staats zusammenhängt. Nicht alle, die jetzt im Markt sind, werden bis zum Schluss der Corona-Zeit durchhalten. Die staatliche Unterstützung von Kleinfirmen soll nächstens allerdings noch verstärkt werden.

Pascal Scheiwiller, CEO der auf Outplacement, also Platzierung arbeitslos gewordener Personen, spezialisierten Firma von Rundstedt, sieht

den Abbau von Arbeitsplätzen in drei Wellen vor sich gehen. Die erste betraf den Abbau von Temporärarbeitsplätzen, der rasch nach dem Shutdown einsetzte und gossenteils jüngere Personen betraf. Die zweite Welle ist seiner Ansicht nach am Laufen, beobachtbar bei den grösseren Firmen, die nun in erheblichem Umfang Jobs abbauen. Nach Scheiwillers Erfahrungen trifft es Branchen wie Reiseunternehmen besonders stark, aber daneben seien heute viele Berufe und auch alle Altersgruppen betroffen. Kaufmännische, administrative Stellenprofile quer durch die Wirtschaft seien auch deshalb stark unter Druck, weil die Corona-Zeit die Umstrukturierung der Unternehmen in Richtung Digitalisierung beschleunigt habe. Und die dritte Welle? Diese werde einsetzen, wenn die Zahl der Konkurse bei gefährdeten Unternehmen anziehen werde.

#### **Nur kein Widerspruch**

Aber man müsse weit über die offensichtlich Gefährdeten hinausblicken! Dieser Appell fiel in Gesprächen mit Vertretern aus der Wirtschaft immer wieder. Die Gefahr des gegenwärtigen Corona-Regimes reiche tiefer, als es zunächst scheine. Das Bedrohliche liege in unterschwelligen Veränderungen bei den Rahmenbedingungen und Spielregeln für die Wirt-

schaft. Die medizinische Optik habe gegenüber den wirtschaftlichen Betrachtungen enorm an Macht gewonnen, nur schon, wenn man sich die Zahl der Virologen vor Augen führe, die sich öffentlich äusserten. Unverständlich ist für andere, wieso sich die Wirtschaft und der Kanton Zürich nicht stärker für eine weniger belastende Quarantäneregelung einsetzen. Mit dem geltenden Regime würden der Luftverkehr, der Flughafen Zürich und die Reisemöglichkeiten massiv eingeschränkt, auf lange Zeit hinaus.

Home-Office sei doch eine Alternative, kommt der Einwand. Vorsicht vor Home-Office, lautet die Gegenmeinung, damit schaffe man die Grundlage, dass Firmen ihre Schweizer Standorte schwächen und vermehrt Arbeit an ausländische Standorte auslagern könnten – mit negativen Folgen nicht nur für die Arbeitsplätze, sondern auch für das Steueraufkommen und allenfalls die Schweizer Position in künftigen internationalen Kämpfen um die Firmenbesteuerung. Aber weshalb erhält die Regierung trotz allem derart viel Zustimmung von Unternehmen? Die Erklärung geht unter die Haut: Unter den heutigen Regeln der Corporate Governance und der Verhaltensrichtlinien für grosse Firmen sei es fast zwingend, dass die Chefs jegliches Risiko vermieden, irgendwie in Widerspruch zu einer offiziellen Vorgabe zu geraten.



*Bindella*  
la vita è bella

**Rotwein-Perle aus  
Masis Schatzkammer.  
Gekeltert aus ange-  
trockneten Trauben.**



Jetzt bestellen: [bindella.ch](http://bindella.ch)



## Vom Auftrag entfernt

Nr. 42 – «Bibel, Tod und Plünderung»  
Urs Paul Engeler über die Doppelmoral der Kirche

Der Autor hätte noch eins drauflegen können. Er vergass nämlich, die Gegenreformation der Kirche Roms und deren grausames Vorgehen zur Ausrottung der Protestanten zu erwähnen. Es ist Tatsache: Das Bodenpersonal Gottes hat sich zuweilen weit vom Auftrag Jesu entfernt. Auf der anderen Seite sind die Männer und Frauen, die beispielsweise in Brasilien oder Paraguay unter widrigsten Bedingungen im Urwald Krankenpflegestationen und Schulen betreiben und damit Ureinwohnern helfen, mit dem Vorrücken der Zivilisation zurechtzukommen. Denn ohne Bildung werden die Ureinwohner oftmals über den Tisch gezogen. Hätten sich zu allen Zeiten die Kirchen und Missionsgesellschaften an die Aussagen und die Lebensweise Jesu gehalten, wären keine Gräueltaten passiert, missionierten Völkern wäre unsere Kultur nicht übergestülpt und sie wären nicht ausgebeutet worden.

Raymond Kleger, Pfyn

## Mut zur Ehrlichkeit

Nr. 42 – «Testen, bis man krank ist»  
Alex Baur über die Corona-Politik

Die weltweite Hysterie wegen des neuartigen Coronavirus hat derartige Ausmasse angenommen, dass jeder vernünftige und realitätsbewusste Mensch nur den Kopf schütteln kann. Nur zwei Staatsmänner, Trump und Bolsonaro, widersetzen sich der weltweiten Panikmache und werden deshalb als Verbrecher gegenüber der eigenen Bevölkerung gebrandmarkt. Alle anderen Regierungen mit ihren

Experten rund um den Globus haben sich so sehr in ihre Massnahmen verrannt, dass sie nicht mehr aus dem Dilemma aussteigen können, ohne das Gesicht zu verlieren. Aber Mut zur Ehrlichkeit würde viel wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Schaden abwenden.

Ronald Wild, Zollikon

Endlich einmal eine Publikation, die es wagt, Dinge, die von den offiziellen Stellen und der Presse gebetsmühlenartig heruntergeleiert werden, kritisch zu hinterfragen. Es wird langsam Zeit, dass man sich ernsthaft mit alternativen Theorien beschäftigt, und dazu muss man nicht zu den Corona-Leugnern gehören. Und wenn ich lese, dass jetzt die Schnelltests kommen, die noch ungenauer sind und zweifellos massive Kosten mit sich bringen, so stelle ich mir schon die Frage, was da eigentlich abläuft. Oder muss man sogar davon ausgehen, dass unser Staatsapparat nicht nur überfordert ist, sondern darüber hinaus unbelehrbar, beratungsresistent und nicht in der Lage, das Geschehen mit sich widersprechenden Experten auszudiskutieren und gegebenenfalls seine Politik und das Vorgehen anzupassen?

Hannes Berchtold, Vilters

Wir alle wissen, dass der PCR-Test falsche Ergebnisse liefert. Wir alle wissen, dass sämtliche behördlichen Massnahmen aufgrund dieses irreführenden Tests angeordnet werden. Wir alle wissen, dass in der feuchtkalten Jahreszeit vermehrt Grippe- und Erkältungsviren auftreten. Wir alle wissen, dass die Gesichtsmasken aufgrund ihrer Durchlässigkeit Viren nicht aufhalten können. Wir alle wissen, dass es im Pandemiejahr 2020 keine Übersterblichkeit gab und gibt. Wir alle wissen, dass mit jeder

neuen Massnahme unsere Grundrechte weiter beschnitten werden. Und was wissen unsere Behörden, was wir nicht wissen?

Bastian Oldhouse, Meisberg

Nicht nur Zahlenakrobaten sind im BAG, sondern wahre Zauberkünstler. Jeden Tag wird aus dem Zylinder das nächste Kaninchen mit der Aufschrift «Corona-Fälle» gezaubert. Die Zauberkünstler des BAG verschleiern dabei gekonnt, dass es sich nicht um Fälle, auch nicht um Infizierte, sondern um symptomfreie positiv Getestete handelt. Verschleiert wird auch, dass der sogenannte Test gar kein Test ist, sondern dass es sich um ein für die Diagnostik nicht geeichtes Verfahren handelt. Aber es wird so lange getestet, bis die Wirtschaft und das ganze öffentliche Leben in die Knie gehen werden. Aussichten, kritische Stimmen: The Great Barrington Declaration. Mario Wolf, Oberegg

## Wilde, freie Vögel

Nr. 42 – «Die Schweiz ist interessant»  
Editorial von Roger Köppel

Apropos Rahmenvertrag: In unserem Garten haben wir ein Vogelhaus aufgestellt und füttern wilde, freie Vögel. Von der Meise bis zur Elster erfreuen sich alle am zur Verfügung gestellten Futter und Wasser. Wir kämen niemals auf die Idee, auch nur einen Vogel am Schwanz zu packen und ihm die Freiheit zu nehmen. Die EU versucht das mit der Schweiz. Ein solches Verhalten dürfen wir Schweizer auf keinen Fall zulassen. Hans Tiefenauer, Grafstal

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).





## René Felber (1933–2020)

Als Bundesrat wird René Felber hauptsächlich im Zusammenhang mit der Europafrage in Erinnerung bleiben. Unter seiner Führung bekam das Aussendepartement mehr Gewicht und die Neutralitätspolitik neue Dimensionen. Nach dem Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums 1989/91 und nach dem Ende des Kalten Kriegs beschleunigte der Neuenburger Sozialdemokrat mit seinen Mitarbeitern im EDA pragmatisch und unspektakulär den Wandel der Aussenpolitik im Sinne einer internationalen Öffnung und einer flexibleren Neutralitätspolitik.

Wie zahlreiche Neuenburger vor ihm durfte René Felber, als er die eidgenössische Politikbühne betrat, bei günstiger Gelegenheit und etwas Glück auf den zweiten Sitz der Romands (neben dem festen Waadtländer Sitz) spekulieren. Der zunächst als Lehrer tätige Felber durchlief auf kantonaler Ebene eine Bilderbuchkarriere: Stadtpräsident von Le Locle, Grossrat, mit 34 Jahren Nationalrat, wo er kurze Zeit sogar als Präsident der SP-Fraktion amtierte. Da er 1981 in die Kantonsregierung gewählt wurde, trat er von der Grossen Kammer zurück. 1977, nach dem Rücktritt von Bundesrat Pierre Graber, war er schon ernsthaft als Nachfolger im Gespräch gewesen, musste aber dem in Bern beliebten Kantonsrivalen Pierre Aubert den Vortritt lassen. Nach dessen Demission 1987 erhielt Felber eine zweite Chance. Und diesmal setzte er sich gegen parteiinterne Widerstände vor allem von linker Seite durch und wurde mit einem guten Resultat zum Bundesrat gewählt – übrigens am gleichen Tag wie Adolf Ogi von der SVP. Von seinem Vorgänger Aubert übernahm er das Aussenministerium.

### Neue Integrationsperiode

Felbers Bundesratstätigkeit (1988–1993) fiel in eine weltpolitische Wendezeit, die mit dem Fall der Berliner Mauer Anfang November 1989 einen ersten Höhepunkt erreichte. Dass es der nüchterne Neuenburger verpasste, dieses Ereignis mit einem geistreichen Statement zu preisen, trug ihm Kritik ein. Es folgten – um nur diese Stichworte zu nennen – der unerwartete Zusammenbruch des kommunistischen Ostblocks, die Wiedererstehung einer ganzen Reihe neuer Nationalstaaten in Zentral- und Osteuropa, die



*Ausgeglichene und herzliche Persönlichkeit:*  
Alt Bundesrat Felber

Wiedervereinigung Deutschlands. Im November 1990 trafen sich in Paris an der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa 34 Staatschefs, wo das Ende des Kalten Kriegs und das neue Europa feierlich mit einer Charta beschworen wurde. An dieser weltpolitischen Konferenz nahm auch die Schweiz teil.

Für Felber bedeutete Neutralität nicht passives Abseitsstehen. An Friedensmissionen der Uno beteiligte sich die Schweiz aktiv. Obwohl noch nicht Vollmitglied der Uno, nahm die Eidgenossenschaft 1990 erstmals und autonom (wie

### *Delamuraz und Felber hatten die Grundstimmung in der deutschen Schweiz unterschätzt.*

sie betonte) an wirtschaftlichen Zwangsmassnahmen der Uno (gegen den Irak) teil. Erst unter Bundesrat Joseph Deiss trat dann die Schweiz nach einer Volksabstimmung den Vereinten Nationen bei. Unter Felber wurde dieser Schritt systematisch vorbereitet.

Nach einer Phase des Stillstands begann in Europa eine neue Integrationsperiode, die Aussenminister Felber und sein Waadtländer Kollege Jean-Pascal Delamuraz im Volkswirtschaftsdepartement für eine aktive Europapolitik ausnutzen wollten. In der Rückschau waren die Jahre von 1988 bis 1992 eine Übergangsperiode, in der die vom Bundesrat for-

mulierte Europapolitik zwischen unterschiedlichen Zielsetzungen schwankte. In der laufenden Debatte über den Beitritt der Schweiz zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) veröffentlichte der Bundesrat einen dritten Integrationsbericht und setzte sich den Beitritt zur Europäischen Gemeinschaft (EG) zum Ziel. Der Gesamtbundesrat war gespalten. Mit Ausnahme der SVP empfahlen alle Regierungsparteien Zustimmung zum EWR-Beitritt, doch das Volk lehnte ab, wenn auch knapp, die Stände eindeutig. Zwischen der Romandie und der deutschen Schweiz, der sich das Tessin anschloss, öffnete sich ein Graben. Das war für Bundesrat Felber wohl die grösste Niederlage in seinem politischen Leben – ein «dimanche noir». Delamuraz und Felber hatten die Grundstimmung in der deutschen Schweiz unterschätzt. Wahrscheinlich lag im Bundesrat das Aussendepartement zu lange

in den Händen der Romands. Wäre jene historische Abstimmung anders herausgekommen, hätte die Schweizer Politik wohl einen andern Gang genommen.

### Frei von intellektuellen Allüren

Gesundheitlich seit längerer Zeit schwer geschwächt, wählte Bundesrat Felber die erste Januarsitzung des Jahres 1993, um auf Ende März seinen Rücktritt anzukündigen. Als alt Bundesrat übernahm er verschiedene Mandate, die seinen Interessen entsprachen, so etwa in Menschenrechtsfragen oder im Internationalen Zentrum für humanitäre Minenräumung. In den neunziger Jahren stand der Neuenburger der Interjurassischen Versammlung vor, die sich für Ausgleich und Zusammenarbeit zwischen dem Kanton Jura und südjurassischen Gebieten im Kanton Bern einsetzte.

René Felber gehörte nicht zu den lauten Bundesräten. Er war ein pragmatischer und zentristischer Sozialdemokrat, nicht gerade ein exzellenter Rhetoriker und ohne intellektuelle Allüren. Er hatte den Ruf eines Bonvivants, der Theater, Oper und ein gutes Essen schätzte. Als erfahrener Exekutivpolitiker gehörte er mit seiner ausgeglichenen und herzlichen Persönlichkeit zu jenen für das Funktionieren der Kollektivregierung wichtigen Politikern, die im Verlauf der Geschichte viel zur Kollegialität im Bundesrat und zur Stabilität der Schweiz beigetragen haben. *Urs Altermatt*

# Egoistisches China

Nach der Corona-Krise kann der Westen nicht auf grosse Belebungen aus Fernost hoffen.



Die chinesische Wirtschaft hat im dritten Quartal laut offiziellen Angaben das Bruttoinlandprodukt um 4,9 Prozent über das Vorjahresniveau gesteigert, und in den ersten neun Monaten kam sie auf ein Wachstum von 0,7 Prozent. China dürfte die einzige der tonangebenden Volkswirtschaften sein, die 2020 zu wachsen vermag. Und: Die Börsen in Schanghai und Shenzhen haben kürzlich rekordhohe Bewertungen erreicht. Sind das Anzeichen dafür, dass China auch dieses Mal die ganze Weltwirtschaft aus dem Krisensumpf ziehen wird?

All das erinnert nämlich daran, wie China seinerzeit nach der Finanzkrise 2008/2009 ein gigantisches Konjunkturprogramm auf den Weg gebracht hatte, im Umfang von etwa einem Sechstel eines jährlichen Bruttoinlandprodukts, das über die Stützung der eigenen Wirtschaft hinaus weit in die ganze Welt wirkte. Auf diese Weise leistete das Land nach der Einschätzung von Marktexperten ab 2009 jahrelang einen beträchtlichen Beitrag zur Erholung der ganzen Weltwirtschaft und zum globalen Wachstum. Die durch die Finanzkrise lädierten westlichen Marktwirtschaften gerieten in engere Verbindung mit China.

Diesmal scheint es anders zu sein. Das gegenwärtige Stimulierungspaket der chinesischen Regierung ist zurückhaltender. Nach Einschätzung des China-Experten Sebastian Heilmann von der Universität Trier hat die Regierung aus den Fehlern mit dem Riesenpaket von 2009, das zu grossen Verzerrungen geführt habe, gelernt; das Programm 2020 sei gezielter auf einzelne Bereiche und Schwachstellen ausgerichtet. Die grosse Wirkung ins

Ausland, die dem Westen damals gelegen kam, dürfte also ausbleiben. Zudem schaltet China in der Industrie mehr auf Eigenständigkeit, es hat nun selber eigene Chiphersteller aufgebaut, um gegen US-Konkurrenten anzutreten. Ähnliches gilt bereits im 5G-Markt mit Huawei und bei sozialen Medien. So egoistisch.

## Tecan und die Goldsucher

Das Unternehmen liegt an der Goldküste am Zürichsee, und einmal mehr wird man an den Befund aus der Zeit des Goldrausches erinnert, dass oft nicht die Schürfer die grössten Gewinner sind, sondern jene Firmen, die die Leute mit den Werkzeugen für die Goldsuche ausstatten. Das Labortechnik-Unternehmen Tecan in Männedorf beachtet man im Vorbeifahren an der Seestrasse kaum, an der Börse glänzt es aber eindrucksvoll.

Im Scheinwerferlicht stehen oft Pharmafirmen, die im Kampf um den Corona-Impfstoff vorne mitmischen, aber Tecan ist als Zulieferer von Laborausrüstungen, medizinischen Analysegeräten, Reagenzien oder spezialisierten Automationslösungen noch fast der erfolgreichere Corona-Gewinner. Seit dem Frühling gab es etwa eine Kursverdoppelung, und jetzt kam der Aufstieg in den Börsenindex SMIM der dreissig grössten mittelschweren Titel des Schweizer Marktes.

Das Unternehmen wurde 1980 in Hombrechtikon gegründet, Tecan steht für «technische Analysegeräte». 1987 kam der Börsengang, danach eine Expansion mit Höhen und Tiefen, und vor allem ab 2014 ist das Unternehmen rasant gewachsen. Es kommt auf einen Jahres-

umsatz in der Nähe von 650 Millionen Franken und auf sehr hohe Betriebsmargen. Das erste Semester 2020 lief gut. Und das muss so bleiben, denn Tecan zählt zu den am höchsten bewerteten Firmen an der Schweizer Börse, der Aktienkurs beträgt über das Sechzigfache des Gewinns; das Publikum erwartet also noch viel Wachstum und Ertrag.

## Eine Zahl, die nie sinkt

Die täglichen und wöchentlichen Situationsberichte des Bundesamts für Gesundheit (BAG) zum Corona-Geschehen in der Schweiz und Liechtenstein beginnen alle mit einer Überblickstabelle, in der zuerst die Zahlen der laborbestätigten Fälle ausgewiesen werden, anschliessend die Angaben zu Hospitalisierungen und Todesfällen – und die allererste Kolonne betrifft immer die Summe aller Fälle seit Beginn der Epidemie. Im Bulletin vom letzten Dienstag steht ein Total von 86 167 Fällen. Das ist der Ankerpunkt fürs Auge, wenn man auf den Bericht blickt: der Einstieg oben links.

Welchen Sinn hat das? Erstens hat sich die Testpraxis immer wieder geändert, die Daten sind unsolid, und zweitens sind die Leute nach einem positiven Test ja nur für kurze Zeit ein Problemfall bezüglich Ansteckung oder Krankheit. Dann verschwinden die meisten aus der Problemgruppe – aber nicht aus der Statistik, da bleiben sie, alle Fälle werden über die Zeit hinweg zusammengezählt. Die Haupteigenschaft dieser Zahl ist: Sie sinkt nie, sie steigt immer. Das muss Behörden und Regierungen, die ihre Eingriffe jeweils mit der Bedrohlichkeit der Lage begründen, willkommen sein.

---

---

# LITERATUR UND KUNST

---

Peter Stamm spricht  
über seinen neuen  
Erzählband und den  
Sinn der Kunst.  
*Anton Beck, Seite 54*

Herausgegeben von Daniel Weber

---



*Die dunkle Seite der Romantik.*

**Mönch am Meer, Caspar David Friedrich, 1808** – Man sagte ihm Depressionen nach, eine Seelenunruhe, Schwermut auch. Sein Gemüt sei eines im Dunkel gewesen, deswegen das fahle und zerbrechliche Licht in seinen Bildern, die Einsamkeit und die Verlorenheit. Dabei war Caspar David Friedrich (1774–1840), wahrscheinlich der erste Gigant der deutschen Malerei, nur ein Romantiker, bei dem die Schattenseite jener Gefühlswelt ihr Licht übertünchte; die Melancholie.

Man sucht sich sein Schicksal nicht aus, und man steuert sein Leben wie ein Seemann, der nicht immer einen Kompass zur Hand hat. Friedrich gehört, auch, zu jenen Malern, die, be-

vor sie eintauchen konnten in das Leben, den Tod kennengelernt hatten; seine Mutter starb früh, seine Schwester, die ihn dann grosszog, auch, sein grosser Bruder ertrank in den Wellen, als er ihn vor dem Ertrinken retten wollte.

Seine gequälte Seele trieb fortan in einem Meer von Schuldgefühlen, dessen Seegang schwankte zwischen Einsamkeit und Erlösungshoffnungen, und an den Ufern fand er einen Boden, auf dem seine Füße keinen Wind unter die Fusssohlen bekamen. An den Ufern stand er, blickte über das Meer und die Wellen, die manchmal auf ihn zuplätscherten und manchmal -rollten in ihrer steten Unermüdlichkeit.

Die ihn selten von sich wegtrugen und viel mehr in die Tiefen seines Bewusstseins zogen, wo das Leben auf der Oberfläche des Verlorenen trieb.

Da steht der Mensch auf der Erde, vor ihm das Meer, über ihm der Himmel, dazwischen er, sich selbst überlassen, mit jedem Wellenschlag etwas mehr verlassen, der Existenz ausgeliefert wie das Meer den Gezeiten. Und so badete er, wie jeder Melancholiker, voller Selbst- und Weltschmerz in den lichtschwachen Gewässern seiner selbst und in dem seltenen Aufflackern einer romantischen Hoffnung, dass es Erlösung, die länger dauert als das Brechen einer Welle, schon zu Lebzeiten geben möge. *Michael Bahnerth*

# Darum Shakespeare!

Zahllose Schriftsteller sind gekommen und gegangen. William Shakespeare ist geblieben. Was macht, seit Jahrhunderten, die ungeheure Faszinationskraft seiner Werke aus?

Claudia Olk

---

William Shakespeare: Dramatische Werke.  
Übersetzt von August Wilhelm Schlegel  
und Ludwig Tieck. De Gruyter.

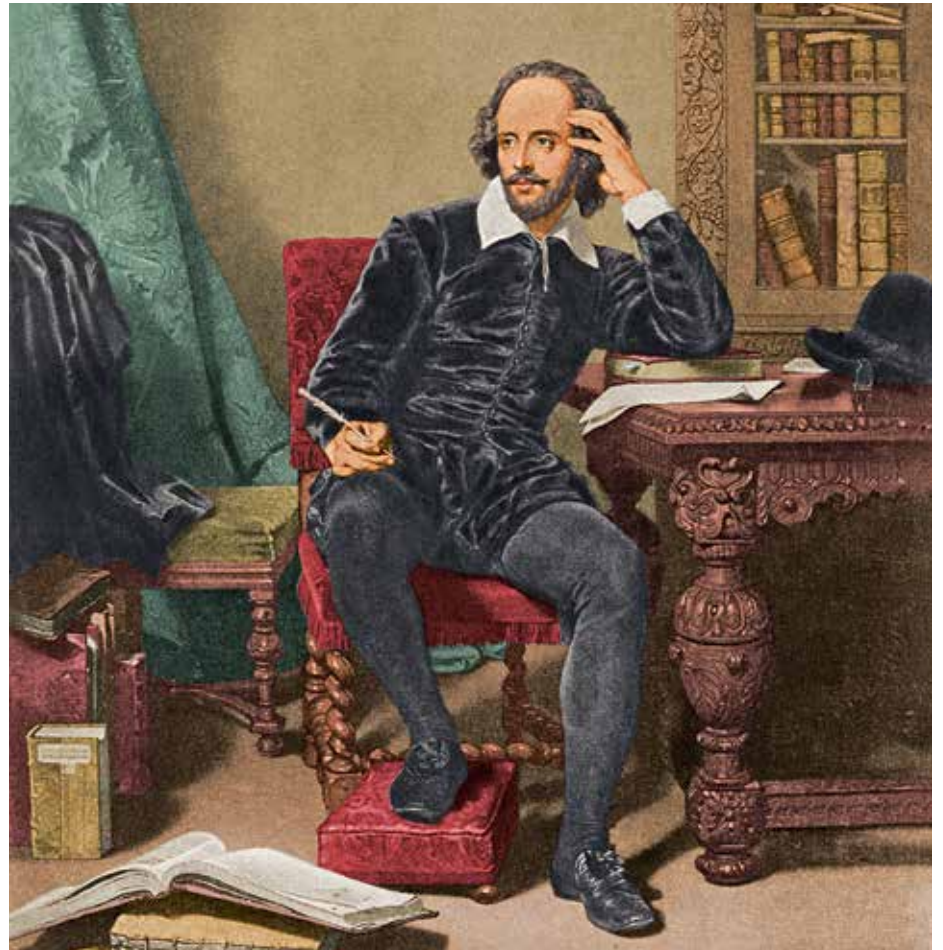
---

Die Frage «Wer ist der bekannteste Autor aller Zeiten?» wird regelmässig in Feuilletons und Magazinen gestellt. Die Antwort lautet ebenso regelmässig: William Shakespeare (1564–1616), oft gefolgt von Leo Tolstoi, Jane Austen oder Franz Kafka. Shakespeares Werke gehören zum Repertoire beinahe jedes Theaters, legendäre Schauspiel-talente wie Judi Dench, Ian McKellen, John Gielgud oder Laurence Olivier sind ihrem Publikum durch ihre Darstellung von Shakespeares Heldinnen und Helden unvergesslich.

Verfilmungen seiner Stücke oder Adaptionen wie «Shakespeare in Love» erfreuen sich anhaltender Beliebtheit. Fernsehserien wie «House of Cards» bedienen sich shakespeare-scher Stoffe. Namhafte Schriftstellerinnen, darunter Margaret Atwood oder Jeanette Winter-son, veröffentlichten Romanversionen seiner Dramen. Shakespeares Werke wurden in viele Sprachen übersetzt und erweisen sich gleich-falls als übersetzbar in viele politische und kul-turelle Kontexte – von Reykjavik bis Kapstadt, von Hollywood bis Bollywood.

Als im Jahr 1599 die Schauspieler der Lord Chamberlain's Men und ihr Hausdramatiker William Shakespeare ihr neues Londoner Theater am Südufer der Themse «The Globe» nannten, liessen sie an ihrer Ambition keinen Zweifel. Bekannte Reden wie die des Jaques in «As You Like It» – «Die ganze Welt ist eine Bühne» – verweisen auf die Äquivalenz von Theater und Leben, zeigen die Theatralität politischen Handelns und markieren die durchlässigen Grenzen von Schein und Sein im sozialen Rollenspiel.

Aber auch zur Zeit Shakespeares waren Theaterschliessungen, wie man sich in diesen ungewöhnlichen Zeiten erinnert, ein probates Mittel, um grassierende Epidemien einzudämmen. Tatsächlich war der meistzitierte Dramatiker aller Zeiten seinen Mitmenschen zu Lebzeiten vor allem auch als Dichter be-



Weite und Tiefe menschlicher Erfahrung: Dramatiker Shakespeare.

kannt. Seine Werke «Venus and Adonis» sowie «The Rape of Lucrece» entstanden in den Jahren 1592/93, in denen der Londoner Theaterbetrieb aufgrund von Pestausbrüchen ausgesetzt war; sie wurden zu Bestsellern.

Shakespeares Dramen erinnern uns an das Vermögen des Theaters, die historischen Bedingungen, in denen es verankert ist, fragend zu reflektieren und sich zugleich ungebrochen lebendig zu den Themen einer jeweiligen Gegenwart in Beziehung zu setzen. Hamlet bezeichnet die Schauspieler treffend als «Spiegel und die abgekürzte Chronik des Zeitalters»:

Shakespeares Figuren sprechen Verse, deren historische Tragweite sich für jedes Publikum neu erweist. Das Theater Shakespeares lebt immer in mehreren Zeiten zugleich; es vermag das, was wir als Realität begreifen, in einem neuen Licht und aus einer anderen Perspektive zu vergegenwärtigen.

## Verstörende Umbrüche

«He was not of an age, but for all time» (Er war nicht nur für ein Zeitalter, sondern für alle Zeit), resümierte bereits Shakespeares Dichterfreund Benjamin Jonson 1623. Jede Zeit schafft, wie

die Literaturwissenschaftlerin Marjorie Garber bemerkt, ihren eigenen Shakespeare. Die Shakespeare-Forscherin Emma Smith sagt es im Titel ihres jüngsten Buchs: «This Is Shakespeare» – wir sind es, die Shakespeare in der Auseinandersetzung mit seinen Werken stets neu schaffen; aber Shakespeare, so möchte man hinzufügen, schafft auch uns. «Nun ward der Winter unsers Missvergnügens», «Gut gebrüllt, Löwe!», «Ist dies schon Wahnsinn, so hat es doch Methode» haben nicht allein sprichwörtlichen Wert. Besonnene Staatsmänner zitieren derzeit oft Hamlets Diagnose: «Die Zeit ist aus den Fugen!»

Wenngleich die innenpolitische Lage Englands zu Lebzeiten Shakespeares als relativ stabil galt, so gehörten anhaltende Krisenherde in Frankreich, Irland, den Niederlanden und Spanien auch nach dem Sieg Englands über Spanien 1588 zur Realität des Tudor-Regimes. Shakespeares dramatische Auseinandersetzungen mit historischen Konflikten, seien es die «Rosenkriege» oder die Feldzüge in der römischen Republik, verweisen stets auf seine Gegenwart und verbinden sich mit Fragen nach nationaler Identität, nach der Legitimität von Herrschaft sowie allgemein nach dem Verhältnis zwischen Souverän und Volk.

Shakespeares Werke scheinen in Zeiten verstörender Umbrüche, wie sie die gegenwärtige Situation kennzeichnen, einmal mehr äusserst zeitgemäss. Der Literaturwissenschaftler Stephen Greenblatt («Tyrant») und der Historiker Timothy Snyder («On Tyranny») haben anhand von Shakespeares Darstellungen von Macht

### *Faszination für Stoffe, welche die Grenzen des Möglichen und Vorstellbaren überschreiten.*

und Herrschaft gezeigt, welche beunruhigende Aktualität die Fragen nach deren Leistungskraft und Begründung heute gewonnen haben; wie wenig begründet zuweilen ein Optimismus erscheint, aus der Vergangenheit gelernt zu haben, und wie fragil der Glaube, in einer gesicherten Friedensordnung zu leben.

Damals wie heute verband man oft materiellen Reichtum mit Macht, Geld mit Einfluss und Einfluss mit Recht. Damals wie heute wurden Eigenschaften wie Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Neugierde leicht von Lüge, Täuschung und selbstgefälliger Ignoranz übertrumpft. Damals wie heute war das, was mitunter aussah wie eine Revolution des Volkes, nicht immer auch ein Sieg zu dessen Gunsten. Das kritische Bewusstsein, welches das Theater Shakespeares in uns erweckt, lässt uns zweifeln an triumphaler Selbstglorifizierung und perfidem Pathos. Es lässt uns genauer hinschauen, alarmiert uns, wenn schlechte Schauspieler schlechte Texte in schlechter Absicht sprechen, und ermutigt

uns, zwischen die Extreme von blindem Glauben und dogmatischer Gewissheit zu blicken; denn beide sind nur zwei Seiten der gleichen ideologischen Medaille.

Samuel Taylor Coleridge hebt Shakespeares «famous impartiality», seine berühmte Unparteilichkeit, hervor. Seine Dramen bieten keine festgelegte Moral mit bildungsbürgerlichen Vorbild- und Entlastungsfunktionen. Sie fügen sich nicht einer Hoffnung auf Eindeutigkeit oder unbedingte Gewissheit, sondern stellen uns vor so einfache wie profunde Fragen: «What a piece of work is man!» (Welch ein Meisterstück ist der Mensch!) Einfache Antworten geben sie nicht – und geben sich auch nicht damit zufrieden. Dramen wie «King Lear» enden, aber nichts ist gut.

### **Charmante Erzschorken**

Shakespeares Werke vermitteln Lesern und Betrachtern ungebrochen den Eindruck einer grossen Fülle an Themen, Ideen, Figuren und sprachlichen Möglichkeiten. Sie durchmessen die Weite und Tiefe menschlicher Erfahrung und sind zugleich Inszenierungen der Zufälligkeit der Selbst- und Weltwahrnehmung. Shakespeares Wortschatz prägt den «Oxford English Dictionary», seine Figuren sind durch ihre Eloquenz und ihre emotionale Komplexität so attraktiv: nicht nur, weil wir uns mit ihnen identifizieren können, sondern weil sie uns zeigen, was Identifikation, was Empathie bedeuten und wie sie funktionieren.

Charmante Erzschorken wie Richard III. lassen sich nicht in Kategorien von «like» / «don't like» fassen. Sie sind nicht trotz ihrer Bösartigkeit, sondern gerade wegen ihr so anziehend. Die gleichnamige Tragödie zeigt ganz plausibel die Mechanismen einer Welt, in der es Richard III. bereits zu Beginn gelingt, Anne, während sie noch um ihren Ehemann und Vater trauert – beide wurden von Richard ermordet –, erfolgreich einen Heiratsantrag zu machen.

Auch in der Wahl seiner Quellen scheint Shakespeare eine besondere Faszination für Stoffe gehegt zu haben, welche die Grenzen des Möglichen und Vorstellbaren überschreiten: Das Übermass an exotischem Luxus in «Antony and Cleopatra», die beunruhigend ausagierten

Verständnisse der Geschlechterrollen in «The Taming of the Shrew» oder die Gewaltexzesse in «Titus Andronicus» sind hierfür nur einige augenfällige Beispiele.

Die deutschsprachige Rezeption Shakespeares hat diese von Goethe in «Shakespeare und kein Ende» exemplarisch gefasste Mannigfaltigkeit früh erkannt. Seit 1750 wurde Shakespeare zu einer entscheidenden Grösse in der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. Ausgelöst durch Wielands Übersetzung von 22 Dramen in den Jahren 1762 bis 1766, entstand eine lebhaftige Shakespeare-Debatte um Fragen des Stils, der Dramenform und der Angemessenheit ihrer Inhalte. Die Frage «Shakespeare ja oder nein, und wenn ja, wie?» wurde schnell zum Kriterium einer «richtigen» Auffassung vom zeitgenössischen Drama und prägte die Entwicklung des deutschen Nationaltheaters.

«Besser als die Engländer haben die Deutschen den Shakespeare begriffen», bemerkt später ironisch auch Heinrich Heine (1838) in «Shakespeares Mädchen und Frauen». In James Joyce' «Ulysses» steht der Satz: «Shakespeare made in Germany». Er beschreibt eine Aneignung Shakespeares, die von einer beinahe archaischen Affinität zwischen Deutschland und Shakespeare ausgeht, der, naturalisiert durch die kanonische Schlegel-Tieck-Übersetzung, rasch den Rang des dritten deutschen Klassikers neben Goethe und Schiller für sich beanspruchen konnte.

Trotz all ihrer überbordenden Vielfalt verweisen Shakespeares Dramen immer wieder auf die Begrenztheit ihrer Mittel und Worte. Gleichzeitig speist sich ihre besondere poetische Kraft aus der imaginativen Überschreitung dieser Grenzen: «Let us [...] on your imaginary forces work» (Lasst uns [...] / Auf eure einbildsamen Kräfte wirken), fordert der Prolog zu «Henry V» das Publikum auf und fragt: «Can this cockpit hold the vasty fields of France?» (Diese Hahnengrube / Fasst sie die Eben Frankreichs?) Er präsentiert damit die Handlung und reflektiert zugleich ihre Möglichkeitsbedingungen.

Nirgendwo eindringlicher jedoch als am Ende von Shakespeares spätem Stück «The Tempest» beschreibt Prospero, der Magier und Regisseur des Stücks, das Ineinandergreifen von Endlichkeit und Fülle, von Leben und Theater: «We are such stuff as dreams are made of / and our little life is rounded with a sleep» (Wir sind solcher Zeug / Wie der zu Träumen, und dies kleine Leben / Umfasst ein Schlaf). Shakespeares Theater zeigt uns die Intensität des glücklichen Moments, die Wahrheit der Vergänglichkeit und das feine Vermögen der Kunst, beides zusammenzuführen.

Claudia Olk ist Professorin für Anglistik und Komparatistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Präsidentin der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft.



# Perfektionist des Profanen

Anton Beck

Peter Stamm: Wenn es dunkel wird.  
S. Fischer. 192 S., Fr. 29.90

Hassen, lieben, begehren, verachten – alles Verben, alles Tunwörter, die Aktionen zwischen Menschen voraussetzen, nicht nur beschreiben, sondern ausführen. Vielleicht sind die Figuren in Peter Stamms jüngstem Erzählband, «Wenn es dunkel wird», deshalb so zerbrechlich, weil sie nicht hassen, nicht lieben, begehren oder verachten, nicht handeln, sondern von ihrem Schöpfer in jenem Moment gezeigt werden, in dem sie der Planung verfallen, der Stagnation. Wie David, der eine Bank überfallen will und in den Gedanken, welche für die Vorbereitung nötig sind, ertrinkt. Oder Georg, der seinen letzten Arbeitstag hinter sich bringt und das Gefühl nicht loswird, dass sein Körper sich auflöst.

Der Roman «Agnes», eine verworrene Liebesgeschichte zwischen zwei Eigenbrötlern, machte Stamm 1998 berühmt. Vor zwei Jahren gewann er mit dem Roman «Die sanfte Gleichgültigkeit der Welt» den Schweizer Buchpreis, dazwischen erschienen auch Erzählungen, die es im deutschsprachigen Buchmarkt aber erfahrungsgemäss schwerer haben.

Wir treffen uns in Winterthur, wo Stamm mit seiner Familie lebt. Konfrontiert mit der offensichtlichen Frage, «Warum nochmals Erzählungen und kein neuer Roman?», meint er, er schreibe die Bücher, die er eben schreiben wolle. Aktuell arbeite er mit einer befreundeten Komponistin an einem Musiktheater, was nicht wahnsinnig lukrativ sei, aber solange er davon leben könne, sei das Geld nie ein Kriterium.

Die Erzählungen in «Wenn es dunkel wird» enden nie mit einer Pointe. Etwa «Mein Blut für dich», in der eine junge Frau mitleidig das siechende Liebesleben eines älteren Herren studiert. Oder die «Frau im grünen Mantel», in der die Anziehung zwischen einem Arzt und einer an Hypochondrie leidenden Patientin ausgelotet wird. «Das ist eine ästhetische Entscheidung», meint Stamm dazu. Pointen brächten die Geschichten nur aus dem Lot. «Eine Erzählung mit einer Auflösung löst sich selbst auf.»

Stamms Romane und Erzählungen widmen sich schon immer dem Banalen, nicht anders «Wenn es dunkel wird». Auch wenn der Verlag den Band als «unheimliche Geschichten» anpreist und Stamm selbst von «Geistergeschichten» spricht: keine der Geschichten lässt einen erschauern. «Das Spektakuläre ist eher ein Thema der Trivialliteratur», sagt Stamm. Die grossen Romane seien arm an äus-



Eher Medium als Botschafter: Schriftsteller Stamm.

serer Handlung, Robert Musils «Mann ohne Eigenschaften» etwa oder Thomas Manns «Zauberberg».

## Freude an der künstlerischen Arbeit

Peter Stamms Kunstauffassung ist nicht weit verbreitet in Zeiten, in denen der Literaturdiskurs vornehmlich politisch geprägt ist. «Literatur ist nicht dazu da, politische Botschaften zu vermitteln. Und wenn, dann auf eine versteckte Art und Weise. Dann bin ich eher ein Medium als ein Botschafter. Ein Schriftsteller muss die Fähigkeit besitzen, aus der Zeit etwas zu machen, was etwas über die Zeit aussagt, ohne eine Idee zu transportieren.»

Zurzeit liest er Gerald Murnane, einen kaum bekannten australischen Autor, der sei fantastisch, der schreibe «über nichts». Auch bei Hemingway schätze er vor allem die Erzählungen, die fast frei von äusserer Handlung seien. Alles andere, das Fischen und die Grosswildjagd, die ganze Show, die Hemingway abgezogen habe, seien ihm eher unsympathisch. Seine Arbeitsweise hat Stamm dennoch vom amerikanischen Abenteurer übernommen. Sechshundert Wörter am Tag schreibe er, maximal, der Rest bestehe aus dem Erledigen des Alltäglichen. «Ein Text profitiert davon, wenn man langsam schreibt. Das ist wie beim Gemüse, wenn man

zu viel düngt, wächst es zwar schneller, aber es schmeckt dann nach nichts.»

«Aber passiert es denn nie, dass Sie das Leben überkommt?», frage ich. «Dass was?» «Unbändiges Glück oder eine tiefe persönliche Krise, etwas, das einen Schriftsteller dazu zwingt, es Hals über Kopf aufs Papier zu bringen.» Stamm erwähnt, dass sein Vater verstorben sei, kurz bevor «Agnes» veröffentlicht wurde. Doch schon eine Widmung für den Vater im Roman wäre ihm zu persönlich gewesen. «Wenn ich über meinen Vater schreiben würde, dann zwanzig Jahre nach seinem Tod. Damit es verarbeitet ist, nicht rausgekotzt.» Aber müssen Künstler nicht das pralle Leben spüren, sich der Aussenwelt zuwenden, statt im eigenen Ich zu versinken? Stamm deutet nur mit dem Zeigefinger auf seine Stirn und meint, der Stoff aller Bücher sei da drin.

War der Schweizer Buchpreis, den er vor zwei Jahren gewonnen hat, ein Höhepunkt in seiner Karriere? «Nein. Meine Motivation ist die Freude an der künstlerischen Arbeit. Das Ziel ist nie ein Preis.» Er habe sich natürlich darüber gefreut, aber er wisse um die Prise Willkür, die so einem Preis innewohnt. «Man darf Preise nicht zu ernst nehmen, sonst hätte man ja bei jedem, den man nicht bekommt, das Gefühl, nichts wert zu sein.» Sein Ziel sei, dass er



# Ewig Aussenseiter und Störenfried

Wolfgang Koydl

Heinrich August Winkler: Wie wir wurden,  
was wir sind – Eine kurze Geschichte  
der Deutschen. C. H. Beck. 255 S., Fr. 34.90

Nicht nur Schweizer tun sich schwer mit ihrem unbequemen Nachbarn im Norden. Auch anderen Europäern sind die Deutschen ein Rätsel: ein Volk, das – wie Churchill feststellte – «dir entweder an die Kehle geht oder dir zu Füßen liegt». Da kommt ein Buch mit dem Titel «Wie wir wurden, was wir sind» wie gerufen, zumal man keinen Besseren hätte finden können als Heinrich August Winkler. Der Historiker beschäftigt sich seit langem mit den oft verhängnisvollen Sonderwegen, die diese rätselhaften Deutschen immer wieder einschlugen. Sein Standardwerk «Der lange Weg nach Westen» untersucht die mühsamen Versuche Deutschlands, zu einer «normalen» westlichen Nation zu werden. Es verlangt einen langen Atem, daher hat Winkler nun seine Erkenntnisse kompakt und konzis zusammengefasst. Im Kern nennt er zwei Gründe für die deutsche Sonderrolle: den Anspruch, eine höhere moralische Mission zu verfolgen, und eine tiefe Staatsgläubigkeit.

## Vermessene Selbstüberschätzung

Die Wurzeln für die vermessene Selbstüberschätzung, dem Rest der Menschheit den richtigen Weg weisen zu können, verortet Winkler im Hochmittelalter, als sich die deutschen Kaiser als Erben des Römischen Reichs sahen. Ihr Heiliges Römisches Reich mochte Staaten wie England oder Frankreich militärisch und ökonomisch unterlegen sein, doch als «Sacrum Imperium» war es ihnen moralisch überlegen. Heinrich Heine spottete über diese deutsche Hegemonie «im Luftreich der Träume» – im Gegensatz zu anderen Nationen, die sich «auf platter Erde» entwickelt hätten.

## *Deutsche sahen sich als Dichter und Denker, nicht als Pfeffersäcke und Krieger.*

Ihre als Besserwissererei empfundene Hoffart macht die Deutschen im besten Fall unbeliebt; im schlimmsten Fall hat sie das Volk immer wieder ins Unheil gestürzt. Schon 1160 klagte Johannes von Salisbury, der Bischof von Chartres: «Wer hat die Deutschen zu Richtern der Nationen bestellt? Wer hat diesen rohen und gewalttätigen Menschen die Vollmacht gegeben, nach ihrem Belieben einen Führer zu setzen über die Häupter der Menschenkinder?»

Solche Stosseufzer kann man wohl auch heute noch auf einem EU-Gipfel hören, wenn Berlin sich wieder mal aufs hohe Ross schwingt – beim Umweltschutz, bei der Euro-Rettung oder in der Migrationsfrage. Sogar die Bewältigung der NS-Zeit wirke, so Winkler, «nicht selten anmassend»: Das Lernen der Deutschen aus der Vergangenheit «dient als Begründung eines besonderen moralischen Standpunktes, an dem sich andere ausrichten könnten und sollten». Hier ist es wieder, das deutsche Wesen, an dem die Welt genesen soll.

Dieser Anspruch zieht sich durch die Geschichte. Deutsche sahen sich als Dichter und Denker, nicht als Pfeffersäcke und Krieger. Ins Extrem steigerte sich diese Haltung im Vormärz, als Ernst Moritz Arndt das «heilige Kreuz der Welterlösung» beschwor und Friedrich Jahn «des Weltbeglückers heiliges Amt» pries, das den Deutschen vorbehalten sei.

Die andere Besonderheit Deutschlands ist sein schwieriges Verhältnis zur Demokratie. Eine Ursache sieht Winkler in der Reformation. Derweil Calvin und Zwingli in Stadtstaaten mit demokratischen Strukturen wirkten, verbündete sich Martin Luther mit den Fürsten gegen die Bauern. «Die geistige Befreiung war im Luthertum mit weltlicher Knechtschaft erkaufte», zitiert Winkler den Geschichtsphilosophen Franz Borkenau. Dies habe aus den Deutschen das «Volk der politisch stets Versagenden» gemacht, pendelnd zwischen «weltferner, gutmütiger Verinnerlichung und brutalstem Machttäumel». Die Tendenz zur Staatsgläubigkeit wurde verstärkt durch die Erfahrungen des Dreissigjährigen Kriegs, die eine Furcht vor jedem Chaos hinterliessen. Revolutionen waren die Sache der Deutschen nie. Dazu trug bei, dass der aufgeklärte Absolutismus in Gestalt des Preussen Friedrich des Grossen oder des Habsburgers Joseph II. Reformen von oben verordneten. «Revolutionen machen in Preussen nur die Könige», teilte Bismarck dem Franzosenkaiser Napoleon III. mit. Die Untertanen dankten es mit Unterwürfigkeit.

Jahrhundertlang qualte Europa der deutsche Überlegenheitsanspruch. Mit der Einbindung der Bundesrepublik in den «Westen» und der Wiedervereinigung schien diese Frage ein für allemal geklärt, auch für Winkler. Doch nun hat er Zweifel: «Der Glaube, die unermessliche Schuld, die Deutschland in der Zeit des Nationalsozialismus auf sich geladen hat, liesse sich dadurch wiedergutmachen, dass sich Deutschland moralischer verhält als andere Nationen, ist ein Irrglaube. [...] Deutschland würde sich erneut der politischen Kultur des Westens entfremden, wenn es der alten Versuchung nachgäbe, unter allen Umständen sittlich besser sein zu wollen als die anderen Nationen.»

Für Europa ist dies eine beunruhigende Schlussfolgerung, die einem – im Sinn Heines – beim Denken an Deutschland den Schlaf raubt.

ungestört schreiben könne. Seit «Agnes» habe er das gekonnt. Davor studierte er einige Semester Anglistik und Psychologie und war als Journalist tätig.

Momentan arbeitet Stamm an einem neuen Roman, die erste Fassung ist fertig, doch das bedeute sicher noch ein halbes Jahr Arbeit, bis er das Manuskript dem Lektor schicken könne. Er ist eben ein Perfektionist, er war es in all seinen bisherigen Büchern, er wird es wahrscheinlich immer bleiben. Als ich ihn frage, ob er nicht einmal etwas völlig Neues wagen, in die Ferne reisen und ein komplett anderes Buch schreiben wolle, sagt er, auch in der Ferne würden seine Geschichten Alltagssituationen behandeln, wären ausgereift und geschliffen. «Ich bin ja ich. Wieso soll ich auch?»

Das ist wohl die zentrale Frage. Stamm meint, es gehe darum etwas zu entdecken, im Café, zu Hause, jeder habe da seine eigene Art, und das sei das Erzählenswerte, das Eigene und Nahe. Wie in der letzten Erzählung in «Wenn es dunkel wird», die einen Businessman begleitet, der in ein Zürcher Hotel eincheckt und sich dort Tag für Tag etwas mehr von der Welt zurückzieht wie in einer Robinsonade. Daniel Defoe wird seit über 350 Jahren gelesen. Stamm meint: «Ob man meine Bücher in hundert Jahren noch liest, da bin ich nicht sicher.»

# Ende ohne Neuanfang

Rolf Hürzeler

Iwan Bunin: Leichter Atem.  
Aus dem Russischen von Dorothea Trottenberg.  
Dörlemann. 288 S., Fr. 37.90

Der Tod ist banal – für alle. «Der Fürst war starr, und starr waren seine halbgeschlossenen Augen, die leicht zu schielen schienen.» Mit diesen Worten beschreibt der russische Literaturnobelpreisträger Iwan Bunin (1870–1953) das Ende eines namenlosen Fürsten in der russischen Provinz. «Er starb, wie er gelebt hatte – in völliger Einsamkeit.» Der lokale Potentat steht in der Erzählung «Das Hinscheiden» für das Ende der Klasse, auf die sich das zaristische Regime stützte. Dieses stand, abgehoben vom Weltgeschehen, vor dem unmittelbaren Ende.

Die Geschichte des verstorbenen Fürsten ist im neuen Erzählband «Leichter Atem» enthalten, in dem achtzehn Geschichten vereint sind, die Bunin vor seiner Emigration 1920 in Russland geschrieben hatte. Der Basler Slawist Thomas Grob hat sie nun in einem sorgfältig betreuten Band herausgegeben. Das Buch ist Teil der Neuauflage von Bunins Werk, die der Dörlemann-Verlag vor einigen Jahren in Angriff genommen hat, unter anderem mit dessen Tagebuch, in dem er vom Grauen der Revolution geschrieben hatte.

Iwan Bunin erkannte in den Jahren des Umbruchs, dass das zaristische Russland Vergangenheit war. Gleichzeitig misstraute er den revolutionären Neuerungen seiner Zeit. Er spürte zwar, dass der bürgerlichen Erneuerungsbewegung der Menschewiki die gesellschaftliche Grundlage fehlte. Die Kommunisten jedoch, die davon profitierten, waren Bunin zutiefst verhasst. Wie Tausende seiner Landsleute erkannte er den totalitären Charakter der Bolschewisten frühzeitig. Zwar harrete er noch mutig monatelang in der jungen Sowjetunion aus. Doch dann emigrierte er und lebte fortan im südfranzösischen Grasse, wo er als Schriftsteller darbt. Erst der Literaturnobelpreis 1933 brachte ihm eine zeitweise materielle Erleichterung; er erhielt die Auszeichnung als erster Russe.

Die damit verbundene Anerkennung änderte allerdings nichts am tiefsitzenden Pessimismus, der nahezu sein gesamtes Werk durchzieht, wie Herausgeber Grob im Nachwort erläutert. Dazu passt, dass Bunin ein schwieriger Zeitgenosse war, der die Geselligkeit scheute. Auch wenn Bunin unter dem Eindruck politischer Verwerfungen stand, als er diese Erzählungen schrieb, kreisen nicht alle Texte explizit um die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen.



Individuelle Schicksale: Schriftsteller Maxim Gorky, Iwan Bunin, Nikolai Teleshov (v.l.n.r.).

Vielmehr richtete der Schriftsteller sein Augenmerk auf individuelle Schicksale, die die Sprengkraft der Entwicklung illustrieren. Typisch dafür ist die Titelgeschichte «Leichter Atem», in der sich ein frühreifes Mädchen in ein Liebesverhältnis mit einem wesentlich älteren Offizier verstrickt. Sie ist den damit verbundenen gesellschaftlichen Sanktionen nicht gewachsen und beharrt auf ihrer Eigenständigkeit. Das Drama endet tödlich, wie sich dem Leser gleich in den ersten Sätzen erschliesst: «Auf dem Friedhof, über einem frisch aufgeschütteten Lehmhügel, steht ein neues Kreuz aus Eiche [...]».

## Zeit ohne Perspektiven

Bunin lebte in einer Zeit ohne Perspektiven. Die alte Ordnung hatte ausgedient, was sich abzeichnete, war noch viel schlimmer. Dieses Erkenntnis wollte Bunin seinen Lesern vermitteln und wählte in einer Geschichte dafür die Dialogform, ein Zwiegespräch zwischen zwei Provinzlern unter dem Titel «Der Streit»: Der eine, «Hinkebein», steht für die Zukurzgekommenen, der andere, «ein Herr», klammert sich verzweifelt an die untergegangene Welt. Die beiden verhöhnen sich zwar gegenseitig gnadenlos, finden sich aber doch noch.

«Für keinen goldenen Palast in der Welt gehe ich unter deinen Wanka-Staat», sagt Hinkebein. Aber davon will sein Kontrahent ebenso wenig wissen: «Ich bin kein Wanka, ich bin ein Herr.» Wie den Anmerkungen des Herausgebers zu entnehmen ist, steht «Wanka» (Ivan) für die «unterste soziale Schicht vornehmlich der städtischen Gesellschaft und damit für die neue Macht».

Am nächsten kommt Bunin dem heutigen Leser, wenn er in seinen Geschichten grundlegende Fragen des menschlichen Daseins anschnidet wie in der Erzählung «Changs Träume», die vom Hund eines versifften Kapitäns handelt. Das treue Tier leidet körperlich unter den Unbilden der Seefahrt und noch mehr unter geradezu philosophischen Einsichten. Denn sein Herr ist der Überzeugung, «dass es nur eine Wahrheit gebe auf der Welt, und die sei böse und niederträchtig». Dem Hund Chang dämmert jedoch, dass die Sichtweise seines Herrn nicht die einzig gültige ist. Die ermutigende Tierparabel ist so anrührend wie tiefsinnig. Bunin war zwar ein Pessimist, aber kein Nihilist. Seine Geschichten mögen nach hundert Jahren etwas Patina angesetzt haben. Das ändert nichts an ihrer universellen Gültigkeit, die eine Lektüre allemal lohnt.



## Schweizer Klassiker

# Auf Wellen und vor Anker

Christoph Mörgeli

Cilette Ofaire: Ismé – Sehnsucht nach Freiheit.

Mit dem gezeichneten «Journal de bord».

Mit einer Cilette-Ofaire-Biografie

neu herausgegeben von Charles Linsmayer.

Th. Gut. 560 S., Fr. 42.90

Die 1891 als Cécile Houriet in Couvet NE geborene Schriftstellerin Cilette Ofaire ist trotz grossen Erfolgen im französischen Sprachraum weitgehend vergessen. Ihr Pseudonym «Ofaire» entspricht der Aussprache des Nachnamens ihres Gatten Charles Hofer, mit dem sie ab 1933 den Atlantik und das Mittelmeer bereisen wollte. Doch kurz vor dem Aufbruch scheiterte die Ehe, worauf die 42-Jährige das Navigieren selber erlernte und als Kapitänin mit einer kleinen Crew in See stach. Die Reise begann in La Rochelle und endete – unterbrochen durch längere Hafenaufenthalte – unter dramatischen Umständen Ende 1936 auf der Insel Ibiza.

Im Mittelpunkt des Romans steht der 1888 aus Teakholz gebaute Segeldampfer «Ismé», drei Jahre lang das schwimmende Heim der Schriftstellerin, dem die ganze rührende, mühevollen Aufmerksamkeit der Besatzung gilt. Der junge Italiener Ettore ist der frohgemute, ungemein aufopfernde Maschinist des Schiffs, auf dem etwas später auch seine Frau Dalgy und das neugeborene Baby leben sollten. Erst 1940 veröffentlichte Cilette Ofaire aufgrund ihres Bordjournals den packenden Reise-

### Kurz vor dem Aufbruch scheiterte Ofaires Ehe, worauf sie als Kapitänin in See stach.

bericht. Die elegante «Ismé» hatte sie mit Hilfe von Anteilscheinen gekauft, die ihr Freundeskreis zeichnete. Doch Ofaires Hoffnung auf zahlende Kreuzfahrtteilnehmer erfüllte sich nur ansatzweise, was angesichts der unruhigen Zeitläufe nicht verwundern kann.

Die Autorin erweist sich als ganze Künstlerin, nicht nur als warm erzählende, einfühlsame Schilderin von Menschen, Tieren und der Natur, sondern auch als Malerin, die ihre Reise hieroglyphisch aufzeichnete und ihre Erlebnisse lebendig illustrierte. Am ergreifendsten lesen sich die ihr begegnenden Menschenschicksale, ihre kaum je endende Duldsamkeit gegenüber Gestrandeten, kurz: ihre umfassende Humanität inmitten einer sich durch Kriege verdüsternden Zeit. Die damals bitte-

re Armut im südlichen Spanien offenbart sich am Schicksal jugendlicher Waisenkinder, die bei jeder Witterung unter Booten schlafen, den Strand nach etwas Essbarem absuchen und in ständiger Angst vor den Polizisten leben.

Als Kapitänin ihrer Jacht begegnet Cilette Ofaire bei den Hafengebörden manchen bürokratischen Schikanen und Bösartigkeiten, kommt aber auch in den Genuss von viel anerkennender Ritterlichkeit von Seiten anderer Bootsbesatzungen. Äusserlicher Höhepunkt der Handlung ist der Bürgerkrieg, der die «Ismé» mit voller Wucht auf Ibiza trifft. Ofaire und ihre Mannschaft fliehen ins Innere der Insel; viele Menschen werden von den Kommunisten und danach von den Faschisten hingemetzelt. Der britischen Spionage verdächtigt, wird die «Ismé» anlässlich eines Bombardements schwer getroffen. Wie durch ein Wunder erleidet niemand an Bord ernstliche Verletzungen. Das Schiff aber ist für die mittellose Eignerin verloren, die es dennoch künftighin – «vom Körperlichen befreit» – und für immer in sich besitzt.

Charles Linsmayer kommt das grosse Verdienst zu, mit der Neuausgabe von «Ismé» auch eine packende, schön illustrierte Biografie von Cilette Ofaire vorzulegen. Nach einer problematischen Kindheit kehrte die Neuenburgerin nie mehr dauernd in ihre Heimat zurück, sondern lebte bis zu ihrem Tod 1964 jahrzehntelang auf dem Bauernhof «La Nostra» in der Nähe von Toulon. Vor den Abenteuern auf der «Ismé» hatte sie mit ihrem Mann Charles auf der «San Luca» die Flüsse und Kanäle Europas bereist. Ihr Hauptwerk über die Abenteuer der «Ismé» fand begeisterte Leser, vor allem aber Leserinnen, beschrieb es doch die Verwirklichung des Traums von Ungebundenheit und Freiheit. Ihre Schweizer Heimat, deren Fahne die «Ismé» geziert hatte, vergass die Autorin nie ganz, und die Schweiz ehrte sie mit dem Schiller-Preis und verschiedenen Zuwendungen für ihre Werke.



## Die Bibel Schamlos elitär

Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst? (Psalm 8,5) – Die Frage ist rhetorisch und führt ins Zentrum des biblischen Menschenbildes. Der alte Orient sah die Menschen als Sklaven der Götter, und lediglich die Könige – allenfalls noch die Priester – waren Abbilder der Gottheit. Das Alte Testament hingegen verleiht schon in der Schöpfungsgeschichte jedem Menschen, ausdrücklich auch den Frauen, die Qualität von Gottes Ebenbild und erklärt damit alle Menschen für gleichwertig. Hier steckt ein Fundament für die demokratische Grundordnung. Zugleich ergeben sich daraus Begrenzungen. Sind alle gleichwertig, gibt es keine gottähnlichen Herrscher. Es gibt höchstens Verantwortlichkeiten, die zeitlich und inhaltlich begrenzt sind. Weder ein Mensch noch eine Kultur ist für die ganze Welt zuständig. Darüber täuschen die Medien täglich hinweg, indem sie uns die Verantwortung für alle Welt suggerieren. Eine solche Verantwortung ruft nach Allmacht. Wer je versucht hat, mit einem Asiaten über die Probleme der Kurden oder Katalanen zu reden, hat gemerkt, dass das globale Zuständigkeitsgefühl ein typisch europäisches Phänomen ist. Es ist kolonialistisch grundiert.

Zu seinen Gewächsen gehört die Konzernverantwortungsinitiative (KVI). Die Initianten scheinen nicht gemerkt zu haben, dass es seinerzeit ein Instrument der Kolonialmächte war, den unterworfenen Gebieten die eigene Gerichtsbarkeit überzustülpen. Die KVI riecht zudem nach marxistischer Geschichtsdeutung: Klassenkampf, Täter, Opfer. Kirchenfunktionäre sollten dieser Deutung nicht hinterhertrampeln. Viele Entwicklungsländer sind auf dem Weg, ihre Rechtsordnung zu verbessern. Dafür benötigen die Menschen die Wertschöpfung ebenso wie die Gewissheit, dass sie Gottes Ebenbilder sind.

Peter Ruch

# Schön ist es, sich im Fremden selber zu begegnen

Landschaft spielt eine Hauptrolle in der chinesischen Kunst. Eine Ausstellung mit Werken aus sechs Jahrhunderten schlägt eine Brücke zwischen Tradition und Moderne.

Angelika Maass

**Sehnsucht Natur – Sprechende Landschaften in der Kunst Chinas:** Museum Rietberg, Zürich. Bis 17. Januar 2021. Katalog hrsg. von Alexandra von Przychowski und Kim Karlsson. Hatje Cantz. 256 S., Fr. 49.–

**S**ehnsucht. Was in diesem Wort nicht alles schon mitschwingt. Und dann: «Sehnsucht Natur – Sprechende Landschaften in der Kunst Chinas». Was die Ausstellung mit dem wunderbar treffenden Titel bietet, ist eine unglaubliche Fülle im Zeichen von Schönheit und Fremde, Anspruch und Energie. Berührend in jeder Hinsicht, fordernd. Landschaft, ein grosses Thema, vor dem man – wie könnte es anders sein – ganz klein wird.

Denn da geht es um Haltungen, ethische, moralische, philosophische; um das Verhältnis von innerer Welt zu äusserer Welt, um Unterwegssein und Ankommen. Es geht um Landschaftsräume als Orte von Gefühlen, Projektionen, als Inbilder; um Landschaften als Fluchträume, Rückzugsgebiete und natürlich um Landschaften als Paradies-, Ideal- und Wunschlandschaften. Nicht zuletzt auch um Landschaften, in denen deutlich wird, wie sehr Mensch und Natur miteinander verbunden sind. Und das sind längst nicht alle Arten von Landschaften, welche die Kuratorinnen Kim Karlsson und Alexandra von Przychowski in dieser reichen, eindrücklichen Schau zeigen.

## Unablässige Wandlungen

87 Exponate verzeichnet die Ausstellung, darunter eine Reihe mehrteiliger Werke, etwa verschiedene Blätter eines Albums. Und die Bandbreite ist gross. Von einigen frühen Objekten abgesehen – uralte Grabbeigaben mit heiligen Bergen als Wohnsitz der Unsterblichen –, dominieren das 17. Jahrhundert und die Gegenwart, dann folgt das 20. Jahrhundert. Auch das 16. und 18. Jahrhundert sind gut vertreten.

Die Mehrzahl der Werke, die älteren fast ausschliesslich, präsentieren sich als Rollbilder oder Albumblätter, mit Tusche und Farben auf Papier oder Seide gemalt; unter den jünge-

ren finden sich auch Ölgemälde auf Leinwand, Fotografie, Film, Skulpturales. Fast jedes der Exponate ist auf seine Art beispielhaft und will aufmerksame Betrachter.

Das Besondere an dieser Auswahl von sprechenden Landschaften ist, dass sie zum ersten Mal in Europa den direkten Dialog zwischen den Werken klassischer Landschaftsmaler und jenen moderner, zeitgenössischer Künst-



*Am Leib:* Huang Yan, «Chinesische Landscape – Tattoo, No. 7», 1999.

lerinnen und Künstler ermöglicht. Das ist nicht nur spannend, sondern auch erhellend für beide Seiten: «In der Sprache der Landschaftsmalerei wirkt das Vergangene in überraschender Weise in aktuelle Debatten hinein, genauso wie die zeitgenössischen Werke helfen, die Bilder früherer Meister neu zu verstehen» (Rietberg-Direktorin Annette Bhagwati im Katalog). Das ist nicht immer einfach, und wer nicht mit der chinesischen Ästhetik und Philosophie vertraut ist, ist dankbar für die zum Teil ausführlichen Legenden (umfassender noch im Katalog) und die anregenden Zitate von Malern und Denkern.

Wie sehr diese Art Malerei aufs Ganze gehen kann, aufs Kosmische und Kosmologische, zeigt sich gleich zu Beginn, noch bevor man in den ersten der fünf Themenbereiche gelangt. Da ist die Hängerolle mit einer von Fa Ruozhens grossartigen Berglandschaften, «Wolken und Nebel in den Bergen» (um 1690) – eine hinreissende, sich vom nahen Vordergrund in

entferntere Höhen staffelnde bewegte Landschaftsvision des damals 77-jährigen Künstlers. Das Werk dieses vielseitigen Intellektuellen, der sich wie so manche seinesgleichen nach langer Zeit als Gelehrter-Beamter aufs Land zurückzog, «verbildlicht eine philosophische Beschreibung des Universums als unablässiger Wandlungsprozess. Es kann als Manifestation des uranfänglichen Qi, der alles durchdringenden Energie und Quelle allen Lebens gelesen werden» (Kim Karlsson).

## Yin und Yang im Gleichgewicht

Gleich daneben hängt die 2009 entstandene Landschaft von Li Xi, in Erscheinung und Geist durchaus verwandt mit Fas klassischem Werk: eine Art Seelenlandschaft aus gleitenden, fließenden, tanzenden Linien, kalligrafisch, das Feste wie Wasser; Wandel als das einzig Beständige, Leben Zeugende. Auch diese monumentale Komposition der damals Dreissigjährigen «kann als symbolische Darstellung von kosmologischen Prinzipien gelesen werden»; Yin und Yang im Gleichgewicht. Derartige wäre fast überall mitzudenken, doch nur schon die Augenlust am Dargestellten, an den erfundenen, inszenierten, idealtypischen oder topografisch stimmigen Landschaften und verwandten Objekten ist gross.

Explizit um Dualität geht es bei Cui Xiuwen und ihrem beeindruckenden Foto-Tableau aus der Serie «Existential Emptiness» (2009), in dem Landschaft und Ich ineinander aufgehen. Kühl und klar und verinnerlicht zugleich, Helles und Dunkles, Leben und Tod, und die Konturen der Berge spiegeln sich im Doppel-Ich der beiden im Schnee liegenden Körper.

Später, in der letzten Abteilung der Schau, die sich mit dem Thema des Altertums, der Tradition als Vorbild befasst, wird Huang Yan zitiert: «Eine Landschaft zu malen, heisst sich selbst zu malen.» Huang ist mit einem seiner Werke vertreten, bei dem der eigene Körper zum Malgrund wurde (C-Print, 1999): ihm buchstäblich auf den Leib geschrieben (von seiner Frau, die selbst Künstlerin ist) eine Landschaft im Stil alter Meister.



Uranfängliches Qi: Fa Ruozhen, «Wolken in den Bergen», 1690.

Wie innovativ spätere Künstlergenerationen Stil und Geist von älteren in ihrem Schaffen reflektieren, zeigt sich in der Ausstellung immer wieder. Das kann so weit gehen wie bei Shi Jin-song, der mit seinem «Lack Pine Tree» (Holz, 2011) einen Geisterbaum geschaffen hat, voller Erinnerungen, auch wenn er als «Mangel-Kiefer» wohl nicht mehr nur die positiven Eigenschaften dieses beliebten Symbols verkörpert.

### Berge aus Wolkenkratzern

Eine andere Form von Wandel findet sich bei Lin Tianmiao. Da hängt ein echter Baum («Tree», 2010) kopfüber im Raum, in neuer Gestalt: Alles ist mit Faden weiss umwickelt, im Geäst kokonförmige Gebilde – ein lyrisches Ensemble aus Vergangem und Wachsendem,

*Man braucht nicht alles zu begreifen, um von einem Werk gepackt zu werden.*

vieldeutig schön; auch sein Schatten spricht mit. Schliesslich noch das grösste und jüngste Werk der Ausstellung: «Broken Landscape» (2016): eine wie ein Wasserfall herabfliessende Installation von Liang Shaoji, ein Gemeinschaftswerk des heute 75-jährigen Künstlers und seiner Seidenraupen, ein magisches Gespinnst von grosser Schönheit und Strahlkraft.

Bei vielen Exponaten spielen, neben all den codierten Chiffren der Malerei, Schriftzeichen eine Rolle: In Form von Lyrik oder Prosa unterstreichen, kommentieren und erweitern sie die Bilder. Um besser zu verstehen, müsste man eigentlich Chinesisch können ...

Doch zum Glück gilt auch hier: Man braucht nicht alles zu begreifen, um von einem Werk gepackt zu werden. Und in dieser Schau ist fast jedes packend, von dem dunkel leuchtenden Meisterwerk von Gong Xiang mit seinen Gipfeln und Tälern (um 1670) und dem Landschaftsbild mit grimmigem Vogel und Fisch-Luftikus des noch immer rätselhaften Bada Shanren (1694) bis zur beunruhigenden, das bau- und abrischwütige China kritisierenden Video-Phantomlandschaft mit Bergen aus Wolkenkratzern von Yang Yongliang (2010). Packend auch die Albumblätter und Bildrollen aus dem reisefreudigen 17. Jahrhundert, unter denen Xiao Yuncong's dreizehn Meter lange Rolle (1656), ein topografisches Landschaftsgemälde, mit seltenen Alltagsszenen überrascht. Am Ende steht für Xiao fest, was auch im Titel seiner zauberhaften Bilderzählung steht: «Nach Hause zurückkehren oder in der Fremde wohnen ist einerlei.»

Und was mag der Besucher, die Besucherin nach der Reise durch die chinesische Kunstgeschichte mit nach Hause nehmen? Vielleicht die Erkenntnis, wie schön es ist, sich selbst im Fremden neu zu begegnen.



Figur der Einsamkeit und Ohnmacht: Sekretärin Jane (Julia Garner).

## Film

# Toxische Couch

Wolfram Knorr

**The Assistant** (USA, 2019). Regie: Kitty Green. Mit Julia Garner, Matthew Macfadyen, Dagmara Dominczyk, Alexander Chaplin

Er ist eine grosse Nummer, eine so grosse Nummer, dass sie ihn nie zu Gesicht bekommt, obwohl er immer präsent ist. Jane (Julia Garner) ist seine persönliche Assistentin, mit zwei Kollegen teilt sie das Vorzimmer. Sie kommt als Erste ins Büro, knipst die Lichter an, säubert den Schreibtisch der grossen Nummer von Flaschen, Gläsern, Essensresten; leert den Papierkorb, reinigt die Couch mit Desinfektions-Spray von Flecken. Am Computer druckt sie Ablaufpläne, Bilanzen, Spesenrechnungen aus, gibt telefonisch Treffpunkte weiter (Termine im Hotel), nimmt Telefonate entgegen («Im Moment nicht im Büro, tut mir leid») und wird herablassend von ihren zwei Kollegen behandelt.

Die grosse, riesengrosse Nummer ist Filmproduzent; die Spritzen, die Jane beim Säubern aufammelt und in eine Plastiktüte packt, helfen bei Erektionsstörungen. Wenn die Gattin der grossen Nummer anruft, geben die Kollegen hasenfüssig das Gespräch an Jane weiter, die sich erst von der Ehefrau anbrüllen lassen muss («Wo ist er! Sie wissen ganz genau, wo er ist!») und kurze Zeit später von der ganz gros-

sen Nummer («Was haben Sie ihr gesagt! Was fällt Ihnen ein!»).

Danach muss sie sich, um den Job nicht zu verlieren, per E-Mail entschuldigen; bei den Formulierungen helfen ihr gönnerhaft die Kollegen. Auch wenn sein Name nie fällt, er nie erscheint, nur ab und zu gedämpft zu hören ist und blasierte Männer in feinem Zwirn selbstherrlich durchs Vorzimmer rauschen, ohne die Anwesenden eines Blickes zu würdigen, ahnt man, welcher selbstherrliche Produzent hier gemeint ist: Harvey Weinstein.

### Sexistisches Powerplay

«The Assistant», das Spielfilmdebüt der australischen Doku-Filmerin Kitty Green («Ukraine Is Not a Brothel») ist der originellste Beitrag zur «me too»-Bewegung. Sexualisierte Gewalt wird nie gezeigt, es wird nicht einmal darüber geredet, präsent ist sie trotzdem, als toxische Atmosphäre im Vorzimmer. Janes Kollegen finden es zum Schiessen, heimlich ein Gespräch zwischen ihrem Boss und einer «Neuen» mitzuhören, während Jane mit stoischer Miene an ihrem Schreibtisch sitzt, wohlwissend, was sich nebenan abspielt. Einmal führt eine arrogante Produzentin eine junge Aktrice ins Chefbüro. Als sie schnell wieder rauskommt, fragt Jane, wer das gewesen sei. «Reine Zeitverschwendung», bekommt sie zur Antwort. Und Jane sitzt blass und verloren da, alleingelassen mit den Eskapaden, die sie Tag für Tag für die grosse Nummer telefonisch organisieren muss.

Einmal erhält sie den Auftrag, ein junges, hübsches Mädchen aus der Provinz ins Hotel zu begleiten. Stolz und Freude sprechen aus

dem Gesicht der «Neuen», die später als «Assistentin» (die rasch wieder verschwindet) im Büro strandet. Darauf ersucht Jane um einen Termin beim Personalchef (Matthew Macfadyen), um ihn über die schlüpfrigen Vorgänge mit blutjungen Frauen zu informieren. Sie kommt, angesichts des rüde autoritären Chefs, ins Stottern. «Sie wollen doch bleiben?», höhnt er. Am Ende gibt er ihr zynisch eine Sottise mit auf den Weg: «Sie sind ohnehin nicht sein Typ.»

Und so geht sie, wie alle im Haus, weiter ihrer Arbeit für den Faun nach. Statt selbstbewusster Mitarbeiter lauter Lemuren, die in stiller Kumpanei das sexistische Powerplay ihres Bosses aus Gründen der Hackordnung akzeptieren. Schliesslich ist man beim Film, da geht's eben exzentrisch zu.

Mit der Assistentin Jane gelang Kitty Green, die auch bei Ex-Mitarbeitern der Weinstein Company recherchierte, eine überzeugende Figur der Einsamkeit und Ohnmacht. Sie

*Man ahnt, welcher selbstherrliche Produzent hier gemeint ist: Harvey Weinstein.*

macht nachvollziehbar, warum Machtmissbrauch so lange möglich ist. Die komplizierten Unternehmensstrukturen sind geradezu prädestiniert für Abhängigkeiten, die Kritik, gar Widerstand verunmöglichen.

Greens filmische Gestaltung ist radikal profan, frei von ästhetischen Ablenkungen. Das Büro puritanisch. «The Assistant» ist klug, schonungslos, genau, souverän jonglierend

zwischen ätzendem Biss und deprimierend kargem Alltag. Eine Mischung, die eine ganz eigene, nie nachlassende Spannung entfaltet. Das Kommen und Gehen der wichtigen oder sich für wichtig haltenden männlichen wie weiblichen Konferenzmatadore durchs Vorzimmer ins Sanktuarium des Meisters, die ständigen Telefonate, die Botengänge, das gegenseitige Misstrauen – alles findet aus der Perspektive der Assistentin Jane statt. Zur konsequenten Schmucklosigkeit fügt sich, wie das Tüpfelchen auf dem i, der Verzicht auf Musik. Der Sound besteht aus Computer-Geklapper, dem Schril-len der Telefone, Gemurmelt und Gelächter aus dem Chefbüro.

Das «Sekretärinnenmuster», meist als sexualisiertes, augenzwinkerndes Lustspiel, ist nicht neu («The Secretary», 2002). Eine Ausnahme war die gallige Satire «The Appartement» (1960) von Billy Wilder. Eine allein-stehende, einsame Sekretärin wird von ihren herzensrohen Chefs zugesülzt, ihre Wohnung für Schäferstündchen zur Verfügung zu stellen. Für diesen «Dienst» werde ihr Gehalt aufgebessert und eine Beförderung in Aussicht gestellt. Beim Publikum kam das seinerzeit nicht gut an. Ein Schicksal, das auch «The Assistant» widerfahren könnte. Nicht nur aufgrund des Weinstein-Hintergrunds und der «me too»-Thematik wäre das bedauerlich.

## Klassik

### Sie überlebte unter Jubel

Christian Berzins

Marina Rebeka: Amor fatale, BR-Klassik, 2017; Spirito, Prima Classic, 2018; La Traviata, Prima Classic, 2019; Elle, Prima Classic, 2020.

Am 7. Dezember 2020 hätte Marina Rebeka (geb. 1980) die höchsten Weihen für eine Sopranistin empfangen können: die legendäre und berüchtigte Saisonöffnung der Mailänder Scala, an der in den letzten fünf Jahren dreimal Anna Netrebko gesungen hatte. Doch dann wechselte der Intendant, schliesslich kam Covid-19. Immerhin sang die Lettin an der Scala im September die Titelrolle in «La Traviata», was für eine Sopranistin einem Selbstmordversuch gleichkommt: Sie überlebte ihn unter Jubel.

Und kaum waren diese Vorstellungen vorbei, trat Rebeka am 5. Oktober für einen Liederabend im fast leeren Opernhaus Zürich auf. Typisch: Was der Zürcher Bauer nicht kennt, frisst er nicht.

Rebeka sang Verdi, Rachmaninow und Tschaikowsky, schmetterte zum Schluss die Arie «Ebben? Ne andrò lontana» aus «La

Wally» und erntete stehende Ovationen. Zwei Zugaben, eine von Verdi und eine von Puccini, waren vorausgegangen: In der einen zeigte sie, wie lilienfüssig sie Koloraturen nimmt, in der anderen, welch dramatisches Potenzial ihre Stimme hat. Alles Opern übrigens, die Maria Callas einst sang. Aber das nur nebenbei.

Der Anfang der Karriere war nicht leicht, Bühnenerfahrung sammelte Rebeka auch mal in einer Kinderversion des «Barbiere di Siviglia» in Parma. «Aber welche Agenten oder welche Theaterintendanten schauen sich schon Kinderoper an? Wie also konnte ich in den Betrieb reinkommen?», fragte sie später nachdenklich. Irgendwann ging der Knoten auf: Die Scala rief an, später Salzburg. Und doch blieb sie ein Geheimtipp.

### Lust am Risiko

Vielleicht ist sie für den Betrieb auch zu ehrlich, redet offen über Dirigenten und Regisseure, die sie nicht mag, über Inszenierungen, die mehr von ihr wegnehmen, als sie ihr geben. In Hamburg staunte eine Radiojournalistin, als Rebeka ihr im März 2020 kurz vor der «Norma»-Premiere sagte, wie furchtbar sie die Regie finde. Auch in Zürich litt sie, als sie im «Don Giovanni» singen musste. Damals sagte sie: «Was will man tun? Ich kann meinen Vertrag nicht brechen, nur weil ich mit der Regie nicht einverstanden bin. Ich muss die Augen schliessen, auf die Musik hören – und durch.» Gar nicht so einfach, müssen die Gefühle doch mit den Worten und der Musik einhergehen. «Ich kann nichts machen, was ich nicht fühle. Das sage ich jeweils dem Regisseur, die dramatische Linie gehört schliesslich mir.»

Ihre Stimme ist zum Glück auch auf CD zu hören, wo Gesangskunst oft weichgespült, fern der Bühnenrealität erscheint. Ganz anders bei Rebeka, als sie 2017 ansetzte zu einem Rossini-Arien-Feuerwerk: Die Lust am Risiko war zu spüren, die Spontaneität beeindruckend, die Emotion warm und äusserst direkt. Drei Jahre später war sie Protagonistin von Verdis «La Traviata», obwohl kaum mehr ein grosses Label Studio-Opernaufnahmen bezahlen kann.

Rebeka hat deswegen mit ihrem Ehemann ein eigenes Label gegründet, flog für die Aufnahme mit Tenor und Bariton nach Riga und engagierte Chor, Orchester und Komparsen vor Ort. Sie selbst sang mit flammendem Herzen: litt und genoss, weinte und lachte, liebte und strahlte – und starb einen triumphalen Tod.

Diese Woche sang Rebeka ihr Zürcher Liederabendprogramm erneut – und zwar an der Mailänder Scala; nur einen Tag später hatte eine gewisse Anna Netrebko ihren Auftritt. Das Rezital der Rebeka war fast ausverkauft, als es für jenes der Netrebko sogar noch günstige Karten in der Galerie gab.

Christian Berzins ist Musikkritiker bei CH Media.

## Alben für die Ewigkeit



Guns n' Roses:

Appetite for Destruction (1987).

Ich sah diese verwegene Desperado-Band zum ersten Mal Ende 1986 im Santa Monica Civic Auditorium kurz vor ihrem Durchbruch. Es war an diesem Abend allen Anwesenden klar, dass sie das nächste grosse Ding werden, die Rettung des echten, dirty Rock 'n' Roll.

Ein paar Monate später erschien dann ihr grandioser Erstling «Appetite for Destruction» – das bestverkaufte Debütalbum aller Zeiten. Es ist wohl Energie- und Feeling-mässig neben dem ersten Album von Led Zeppelin und Jimi Hendrix' «Are You Experienced» das beste Hardrockalbum überhaupt.

Da stimmt einfach alles. Nichts ist zu Tode poliert, konstruiert oder *fake*. Einfach ehrlicher, fadengerader *in your face*-Rock mit grandiosen Riffs und Songs. Direkt aus dem Proberaum, der zugleich als Party- und Schlafraum diente, frisch durch all die schummrigen Dreckklubs am Hollywood Sunset Strip direkt ins Aufnahmestudio.

Wer «Welcome to the Jungle», «Nightrain» oder «Mr. Brownstone» hört, weiss, was es geschlagen hat. Mehr Dampf, Rock- und verspielte Punk-Energie, gemischt mit einer ekstatischen Kratzstimme im Janis-Joplin-Flair, geht nicht.

Dazu versprüht Gitarrist Slash einen eigenen Blues-*feel* bei «Paradise City» und dem sagenhaften «Sweet Child o' Mine». Mit diesem Album liessen Guns n' Roses die anderen 80er-Haar-Metaller wie geföhnte Pudeln aussehen.

Sänger Axl Rose äusserte sich auch entsprechend gnadenlos: «Viele Rockbands bestehen doch nur aus verdammten Warmduschern, die zu wahren Gefühlen nicht fähig sind.» Dem gibt's nichts beizufügen.

*Touché.*

Chris von Rohr

## Pop

# Schmelzende Menschlichkeit

Anton Beck

Archive: Versions. Dangervisit

Wirklich bedrückend an unserer Gegenwart ist nicht zuletzt: Obwohl alle ihre Individualität erforschen, zählt der einzelne Mensch immer weniger. Zwar ist das Gefühl, verloren zu sein in der Masse vergangener, lebender und zukünftiger Seelen, sicherlich nicht neu, doch wirkt es in einer globalisierten, vernetzten und gottlosen Welt intensiver, hallt lauter nach und taucht inflationär in apathischen Krimis und kitschigen Pop-Hymnen auf.

Niemand aber hat der Fragilität der eigenen Unbedeutsamkeit so zart, ästhetisch und konstant eine Stimme gegeben wie Archive. Seit 1994 singen die Londoner Sätze wie «No one, no one, no one, no one, no one seems to matter anymore» und unterlegen sie mit kühlen Electro-Melodien, die dahinschmelzen wie Schnee, der sich im November noch nicht zu setzen vermag.

Dieses Balancieren zwischen dem eigenen, turbulenten Innenleben und der fehlenden Anteilnahme am Schicksal der Mitmenschen dürfte vielen bekannt vorkommen: diese Erkenntnis des Fremdseins in der Welt, dieses «You All Look the Same to Me», was auch der Titel des dritten Archive-Albums (2002) war. Archive schürfen nach düsteren Edelsteinen, tief verborgen in der menschlichen Psyche, und verleihen diesen Abgründen eine Ästhetik, die unwiderstehlich anziehend wirkt.

Ihr jüngstes Studioalbum, «The False Foundation» (2016), treibt die musikalische Tiefenpsychologie auf die Spitze, beginnt mit dem Song «Blue Faces» eine bedrückende und doch zarte Reise ins Innere. Einzelne Töne legen sich sanft aneinander, Sänger Dave Pen flüstert die Worte «When you were gone, sit and remember the cold enemies all the night», in die Ecke gedrängt, sämtlicher Standkraft beraubt. Nun

### *Archive schürfen nach düsteren Edelsteinen, tief verborgen in der menschlichen Psyche.*

gibt es in der gegenwärtigen Musiklandschaft viele deprimiert und eingeschüchtert klingende Stimmchen, die das Elend der Welt besingen, doch was Archive von allen unterscheidet, zeigt sich im Voranschreiten der Kompositionen: wenn die gewohnten Instrumente mit cineastisch-elektronisch klingenden Spuren durchzogen werden und die Atmosphäre eines Science-Fiction-Films heraufbeschworen wird. Beim Hören von «The False Foundation»



*Erkenntnis des Fremdseins in der Welt: Londoner Band Archive.*

lässt einen das Gefühl nicht los, dass versteckte Augen einen beobachten, dass fremde Kreaturen sich hinter einem befinden müssen und dass das, was da besungen wird, nicht ausschliesslich irdisch ist.

### **Sehnen nach Auflösung**

Zu Beginn, 1994, waren Archive nur zu zweit. Darius Keeler und Danny Griffiths setzten ein Projekt in Bewegung, das mit dem Namen «Londinium» (1996), dem ersten Archive-Album, sehr nach den Neunzigern klang. Immer mal wieder tauchen Rap-Passagen auf, das Ganze wirkt sehr schnell und dreckig, lediglich einzelne Songs wie «Nothing Else» bieten eine Vorschau auf das, was später den Archive-Sound so einzigartig machen wird. Völlig nüchtern legt sich dort eine sanfte Stimme über eine minimale Melodie und besingt «a time

when darkness belongs to night skies and nothing else».

Mit stetig wechselnder Mitgliederzahl kristallisierte sich Album für Album (meist erschienen sie im Zwei-Jahres-Rhythmus) der düstere Kern des Archive-Sounds heraus. Die Lieder wurden kälter, die Texte auch, vielleicht weil auch die Welt kälter wurde, weil die Menschen immer mehr wurden und das Menschliche in ihnen immer weniger – bis eben zu jenem Punkt hin, wo kein einzelner Mensch mehr eine Rolle spielt und wir nutzlos auf einem Gesteinsbrocken durch Zeit und Raum schweben.

Mit «Versions» veröffentlichte die Band in diesem August ihre besten Songs nun nochmals minimaler, noch klarer: eine Art elektronisch heruntergebrochenes Akustikalbum. Hier trägt fast nur noch die Stimme der Sängerin Holly

Martin die Lieder, die das Sehnen nach der Auflösung besingen – weg von dieser schrecklich modernen Welt, hin zu einem Zustand, wo der frischgefallene Schnee nicht mehr vergeht und einem nur noch die Lichter (ein wiederkehrendes Archive-Thema) einholen. «Bright lights are killing me, bright lights are pulling me in, bright lights are flooding me.» So schön kann Todessehnsucht klingen, so nahbar und menschlich, wie es das Leben selten ist.

## Theater

# Das Ende der Regiegötter

Thomas Wördehoff

Saisoneroöffnung in Wien: Burgtheater und Theater in der Josefstadt

Flaniert man in diesen Wochen durch die Wiener Theaterlandschaft, könnte man meinen, man sei in einer verkehrten Welt gelandet. Der grosse Peymann eröffnete am Theater in der Josefstadt die Spielzeit in bescheidenem Rahmen. Am Burgtheater hievte der Hausherr Martin Kusej Calderóns Grosswerk «Das Leben ein Traum» auf die Bretter, während Peymann sich im 8. Wiener Bezirk mit sieben zum Teil galligen Dramoletten («Der deutsche Mittagstisch») von Thomas Bernhard beschied.

Peymann kam nicht als selbstgewisser Regiegott, sondern als agiler Satiriker – hielt sich aber mit szenischen Arabesken auffällig zurück. Dafür sorgte er bei seinem munteren Ensemble für aufgedrehte Spielfreude, befeuert vom legendären Ausstatter Achim Freyer, der die knallbunte Skizze eines Raums auf die Bühne zauberte. Die Truppe um Peymann, Freyer und Margit Koppendorfer (Kostüme) schafft es, dass angesichts der furchterregenden Ausbrüche («Alle vergasen müsst ma die») der Übergang von schadenfrohem Gelächter zum kalten Schweissausbruch nachgerade fließend erfolgt. Kein «Regietheater», sondern ein Fest der Schauspieler. Sie erinnern daran, dass es im Theater eigentlich um die Lust an der Verwandlung geht. Umwerfend.

Im Burgtheater hat der Intendant inszeniert, und das sieht man dem Abend an – gemessen, gravitatisch und mit grosser Geste bemüht man sich um Welttheater-Sound. Die Szenen werden mit metallischen Akkorden und Schwarzblenden wuchtig abgeschlossen, die Räume sind düster, die Welt dystopisch. Ein bedächtiger Abend, manchmal etwas zäh in der Anlage, aber mit einem stabilen Ensemble. Drei Stunden am Rand des Weihevollen, mit viel Konzentration bleibt man dabei. Auch in der Burg: ein diskreter Regisseur Martin Kusej. Im Scheinwerferlicht steht das Ensemble.

Das Schaulaufen der Regiematadore findet dann doch noch statt, an einem Ort, den man nicht auf dem Radar hatte: der Wiener Staatsoper. Inszenierungen des Hauses am Ring modern in der Regel Jahrzehnte im Repertoire vor sich hin, bei ihren Fans stehen sie für wetterfeste Bürgerlichkeit. Aber nun taucht sie aus dem Nichts auf, die Gruselgalerie aller Belcantisten: Calixto Bieito, Frank Castorf, Hans Neuenfels und Konsorten schleichen sich in den Spielplan wie Erscheinungen einer Geisterbahn – *orrore, orrore!*

April, April! Denn der neue Staatsopernchef Bogdan Roscic stellt die bösen Jungs und ihre Werke lediglich in die Vitrine. Es sind nämlich alte «Kultinszenierungen», die der Opernovize wie auf dem Laufsteg durch seine erste Saison paradieren lässt. Eine 22 Jahre alte Neuenfels-Regie von Mozarts «Entführung» feierte vor ein paar Tagen unter lautem Hallo Premiere. Frank Castorfs «Faust» kam 2016 in

*Die Schauspieler erinnern daran, dass es auf der Bühne eigentlich um die Lust an der Verwandlung geht.*

Stuttgart heraus, Barrie Koskys «Macbeth» im gleichen Jahr in Zürich. Und so geht's munter weiter mit Calixto Bieitos betagter «Carmen» aus San Francisco und weiteren Ausgrabungen.

Der Abonnent von heute amüsiert sich am Pausenbuffet. *Über so was reg'n sich die Leut auf?* Bei Neuenfels setzte es noch grimme Zwischenrufe («Das gehört nicht dazu!»), Buhs und Bravos gleichsam als Echtheitszertifikat, aber auch ein «müdes Lächeln bei Beobachtern diverser Moden und Ideen, deren Ablaufdatum lange vorbei ist» (*Salzburger Nachrichten*). Die Regiekönige sind ergraut. Die Querulanten von einst werden jetzt ins Fenster gestellt. Wir sind modern.



*„Und dann hat man aus gesundheitlichen Gründen die vielen Sitzungen abgeschafft...“*

## Jazz

# Die Entdeckung der Langsamkeit

Peter Rüedi

Alexander von Schlippenbach:

Slow Pieces for Aki. Piano Solo. Intakt CD 346

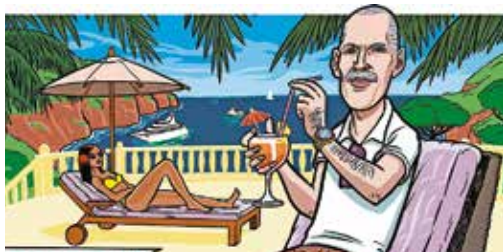
Dieses Album ist ein Auftragswerk, aber eines der sehr persönlichen Art. Es heisst «Slow Pieces for Aki», und Alexander von Schlippenbach, der Altmeister des europäischen Free Jazz, nahm damit eine Anregung seiner Frau, der japanischen Pianistin Aki Takase, auf. Weshalb, fragte die sich, muss frei improvisierter Jazz «immer so heftig, so laut, so schnell» sein, auch in Schlippenbachs Œuvre, den verschiedenen Ausgaben des Globe Unity Orchestra oder seines ebenso langjährigen Trios mit Evan Parker und Paul Lovens respektive Paul Lytton.

Es ist letztlich die Frage, ob Intensität im Jazz notwendig an dynamische Kraftentfaltung gebunden sei. Sie wurde im Lauf der Geschichte frei improvisierter Musik zwar wiederholt negativ beantwortet. Schon die beiden Pioniere einer subtil introspektiven Improvisation, die Pianisten Paul Bley und Ran Blake, waren ebenso radikale wie leise Musiker und zudem auch Entdecker der Langsamkeit; und im Gesamtkatalog des Labels ECM, jenem Teil, der dem Free Jazz zugeordnet werden kann, sind zum Beispiel die Absagen an die olympische Maxime des «schneller, höher, stärker» zahlreich.

Dennoch ist Aki Takases Frage berechtigt, sagte sich ihr Lebenspartner, und machte sich während zweier Tage im November 2019 im Zürcher Radiostudio an das Experiment, in einer 21-teiligen Folge von kurzen Kompositionen und Improvisationen durch höchste Verdichtung und Verzicht auf selbstredende Automatismen den «Motor der Beredsamkeit» (Thomas Mann) anzuhalten und dem (vermeintlich) einfachen Einfall durch Sparsamkeit zum eindrücklichen Nachhall zu verhelfen.

Seit seiner Ausbildung unter anderem bei Bernd Alois Zimmermann ist Schlippenbach mit der europäischen E-Musik eng vertraut; sie ist die eine Inspirationsquelle seiner in der Improvisation gezündeten Kompositionen und seiner formal gebändigten Improvisationen (das eine ist vom andern schwer zu unterscheiden in der Abfolge dieses Piano-Solo-Skizzenbuchs, eines uneitlen, intimen Selbstgesprächs). Der andere Ausgangspunkt ist Schlippenbachs Jazz-Erfahrung; zahllose Anspielungen verweisen beispielsweise auf seine Kenntnis des Gesamtwerks von Thelonious Monk, dem er schon 2005 eine integrale Interpretation widmete («Monk's Casino. The Complete Works of Thelonious Monk», Intakt CD 100). «Slow Pieces», hochspannend.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Meine Tonspur

Mark van Huissingeling

Vorvergangene Woche war ich in Zürich und also ziemlich oft in meinem Office im Seefeld (regelmässige MvH-Leser wissen Bescheid). Einen grossen Teil der Tage in seinem Einzelbüro zu verbringen, hat Vorteile, finde ich. Um nur einen davon zu erwähnen: Man kann die Musik hören, die man möchte. In meinen Augen – oder Ohren – eine wichtige Voraussetzung für das Wohlbefinden am Arbeitsplatz.

Wie bereits erzählt, sitzt Ihr Kolumnist seit 1998 nicht mehr auf einer Redaktion, sondern mehrheitlich allein in einem Zimmer oder, etwas höher gehängt, einer «Schreibstube». In dieser Zeit wurde das Finden von dazu passender Musik einfacher, Technologie sei Dank. Früher musste man eigene Listen zusammensstellen – mit dem Ergebnis eines niedrigen Überraschungsfaktors beim Hören (es sei denn, man hatte ein schlechtes Gedächtnis).

Heute greift man auf Dienstleister zurück, die diese Aufgabe übernehmen. Idealerweise auf solche mit, sagen wir, nichtinvasiver Wesensart – zurückhaltend, was ihr Mitteilungsbedürfnis angeht, wohl wissend, dass man den Sender wegen der Musik eingestellt hat, nicht wegen der Moderation (als Kolumnist und Autor verstehe ich, dass diese Erkenntnis hart ist).

Das schliesst die Mehrheit der traditionellen Angebote – hierzulande die meisten SRF-Programme sowie die sogenannten Lokalradios – aus. Zum Glück gibt's das Internet: Willkommen in der wunderbaren Welt der Webradios.

MvHs Schweizer Favoriten sind Open Broadcast Radio sowie GDS.FM. Bei Open Broadcast handelt es sich um das erste *user-generated* Radio des Landes (eigene Angabe), die gespielten Stilrichtungen sind Rock, Hip-Hop, Alternative sowie Urban; *user-generated* bedeutet, Nutzer sind

verantwortlich für das Programm. Die Übungsanlage, steht auf der Website, sei, ein Musikangebot zu liefern, das so gut sei wie das einer konventionellen Redaktion. Mein Urteil: Es ist besser. Weil User im Gegensatz zu Redaktoren sich nicht davor fürchten, den einen oder anderen Hörer aufzuregen und in der Folge möglicherweise zu verlieren. Mit anderen Worten, meinen nämlich: Es ist kein Menschenrecht, sich nicht aufregen zu müssen im Leben (beispielsweise auch, wenn man diese Kolumne liest).

Musik, die MvH aufregt, nebenbei erwähnt, kommt etwa von folgenden Bands/Künstlern: Red Hot Chili Peppers, Queen, Genesis / Phil Collins, Beastie Boys, Herbert Grönemeyer, Enya, Björk; ferner zählen mehrheitlich die Werke der Genres Jazz und Folk dazu plus Kammermusik. Ich mag hingegen Grateful Dead, Fleetwood Mac, Falco, Leonard Cohen, Nick Cave, Beastie Boys (tatsächlich – der Sound nervt, doch ich finde die Band cool), Jack White, The War on Drugs, Michelle Gurevich sowie reichlich Produzenten elektronischer Musik und schliesslich viel Country (von vor 1980 sowie Alternative Country beziehungsweise Americana).

Der andere empfehlenswerte Websender, GDS.FM – steht für «Zürichs Radio gegen den Strom» –, verbreitet Electronica, Indie und Alternative und setzt sich zudem dafür ein, dass die kulturelle Vielfalt, die das hiesige Nachtleben zu bieten hat, auch über Radio zugänglich gemacht wird (eigene Angabe). Ich

*Es ist kein Menschenrecht, sich nicht aufregen zu müssen im Leben.*

habe dem Betreiber, Christian «Chrigi G. us Z.» Gamp, vergangenes Jahr mitgeteilt, dass ich mehr oder weniger repetitive Songabfolgen im Angebot zu erkennen glaube. Er erwiderte, er nehme momentan so viel neue Musik in die Rotation auf wie noch nie (zirka 150 Songs je Monat), und alle Playlists seien händisch zusammengestellt. Er hat recht, denke ich. Es ist wohl wie beim iPod im Shuffle-Betrieb (zufällige Abfolge): Man meint, einige Stücke würden häufiger gespielt. Was nicht der Fall ist, stattdessen erinnert sich das Gehirn bloss an einige Stücke besser, war die Entgegnung eines zuständigen Apple-Mitarbeiters.

Weitere Webradios, die MvH gespeichert hat: Ibiza Sonica (elektronische Musik), Lifegate (Mailand; *musica varietà*), Offradio (Griechenland; international, eklektisch), Openlab (Ibiza; innovative, zugängliche elektronische Musik), The Lot (Brooklyn; elektronische und Soulmusik). Teilweise schwer hörbar, da es sich um eine «Freeform»-Station handelt, das heisst, die DJs sind frei – und spielen ab und zu grossen Mist). Zum Schluss der heutigen Service-Spalte empfehle ich die App mit Namen Radio Box, darüber sind alle erwähnten Sender leicht empfangbar.



## UNTEN DURCH

### Frauenquote

Linus Reichlin

Eine Studie, die auf Daten des Eidgenössischen Schwarzfahrer-Registers beruht, hat ergeben, dass in der Schweiz Männer wesentlich häufiger schwarzfahren als Frauen. Das bedeutet aber nur, dass Männer sich häufiger erwischen lassen als Frauen. Und das wiederum bedeutet, dass Männer härter arbeiten als Frauen. Wenn nämlich Männer sich ohne Ticket in die S-Bahn setzen, schlafen sie nach zwei Stationen ein, weil sie schon seit zwölf Stunden auf den Beinen sind und viele wichtige Handelsbeziehungen zum asiatischen Raum geknüpft haben, während die Frauen zu Hause noch gemütlich duschten.

Die berufsbedingte Müdigkeit der Männer verhindert, dass sie nach Kontrolleuren Ausschau halten können. Sie sind wie kranke Gazellen in der Serengeti: leichte Beute für das Kontrollpersonal, das berufsbedingt zwar nicht müde, aber schlechter Laune ist. Auf diese Weise geraten die Männer in die Schwarzfahrerstatistik. Die Frauen hingegen betreten die S-Bahn in einem Zustand zwischen totaler Entspannung und fast schon aggressiver Wachheit,



denn sie haben soeben ein mit Chiasamen angereichertes Müslifrühstück verzehrt und sich danach mit Yoga ganz lockergemacht. Während auf dem Sitz neben ihnen einem Mann, der seit dem frühen Morgen Arbeitsplätze gerettet und neue Geschäftszweige geschaffen hat, das Kinn auf die Brust sinkt, scannen die Frauen mit der im Yoga-Kurs erlernten Achtsamkeit die zu steigenden Fahrgäste.

Ihnen fällt sofort der angestrengt teilnahmslose Blick und die schlechtsitzende Kleidung der Zivilkontrolleure auf – und schwups, huschen die Frauen gerade noch rechtzeitig vor Türschluss aus dem Zug.

Der schlafende Mann hingegen verarbeitet seinen harten Berufsalltag in düsteren Katastrophenträumen, in denen bei einem wichtigen Vertragsabschluss plötzlich brennende Gänse über den Verhandlungstisch fliegen. Aus dem dichten Rauch, der aus dem Gänsegefederaufsteigt, schwebt eine schöne, nackte Frau auf den Mann zu, der nun zu allem Übel, als die Kontrolleure ihn wecken, auch noch eine sichtbare Beule in der Hose hat. Kein Ticket, aber eine Erektion: Das ist die Realität vieler gestresster männlicher Schwarzfahrer. Den Frauen bleibt beides erspart. Sie nehmen einfach die nächste S-Bahn und können sicher sein, dass in dieser keine Kontrolle stattfinden wird, denn beim Schwarzfahren gilt das Bombentrichterprinzip: Dort, wo soeben eine Bombe eingeschlagen hat, ist man vor Bomben sicher. Was ich damit nur sagen will, ist, dass die gegenwärtige Schwarzfahrerstatistik uns ermuntern sollte, endlich mehr Frauen in Führungspositionen aufrücken zu lassen. Dann werden auch sie schlafen, wenn der Kontrolleur kommt.

«Das klingt zweideutig», sagte mein Freund Bruno, als ich ihm die Kolumne vorlas, «und ausserdem sind Frauen gar nicht weniger müde als Männer. Sie trauen sich nur weniger, ihrer kriminellen Energie freien Lauf zu lassen. Sie halten sich ja nicht nur beim Schwarzfahren auffällig zurück, sondern auch bei Morden und Schlägereien. Auch dort tauchen sie in der Statistik ganz hinten auf. Man könnte bei ihnen schon fast von einer pathologischen Hemmung sprechen, Gesetze zu übertreten. Sie möchten vielleicht, aber sie schaffen es einfach nicht.» «Dann wird es also in dieser Hinsicht», fragte ich, «nie zu einer Gleichberechtigung kommen?» «Nicht ohne staatliche Förderung», sagte Bruno. Er schlug vor, einen *prosecution-free*

*Monday* einzuführen, um die Frauen zu mehr Straftaten zu ermutigen. «An jedem ersten Montag im Monat», sagte er, «dürften Frauen straffrei schwarzfahren, rauben, Müll im Wald entsorgen und so weiter, selbst Ladendiebstahl bliebe ungesühnt. Das würde die Kriminalstatistik begradigen.»

Die Logik dieses Vorschlags war bestechend. Es war eine erwachsene Alternative zur Frauenquote. Allerdings wäre dann der erste Montag im Monat für mich ein Tag, den ich lieber hinter verriegelten Türen in einem Männerkloster verbringen würde, während draussen eine enthemmte Frauenschaft tobt.



## FAST VERLIEBT Der Traum vom wilden Mann Claudia Schumacher

«Ich bin für ihn von der Vegetarierin zur Fleischesserin und von der Feministin zur Hausfrau geworden», las ich neulich voller Staunen den Bericht einer Hamburgerin, die nach Sibirien ausgewandert ist, um einen Pelztierjäger vom Volk der Ewenken zu heiraten. Es ist der Stoff für eine Filmkomödie. Man denke an eine Pariserin, die einen Schweizer Älpler heiratet, nur krasser. Im Trailer gibt's dann abgebrochene Fingernägel, schmutzige Stöckelschuhe sowie einen wortkargen Mann mit wilder Gesichts- und Brustbehaarung. Die Schöne und das Biest, *reloaded*.

Der «wilde Mann» ist ein alter Frauentraum, der in der Popkultur treffsicher die Kassen klingeln lässt: von Tarzan bei den Affen über den gefährlichen Vampir in «Twilight» bis zum gewaltbereiten Erotomanen aus «Fifty Shades». Irgendeine Form von Urkraft wirkt auf Frauen scheinbar unwiderstehlich. Weshalb es wohl auch diese Hamburgerin in die Taiga zog.

Die Ewenken gelten in Russland quasi als Eingeborene – eine exotischere Wahl lässt sich auf dem Heiratsmarkt kaum treffen. Es ist äusserst knifflig, in das Ureinwohnerdorf zu kommen, in dem die Hamburgerin jetzt lebt. Vier Monate im Jahr ist die Siedlung aus Wettergründen komplett von der Welt abgeschnitten. Es gibt in der Taiga kein fließendes Wasser, keinen Supermarkt und kein Internet. Dafür aber diesen Ur-Russen, der Pelztiere jagt und offenbar ein Alkoholproblem hatte, bevor die Hamburgerin in sein Leben trat. Die Frau schwärmt auf *Spiegel* online von seiner «Zähigkeit und Kraft» und von seiner Fähigkeit, «autark in der Wildnis zu bestehen». Pikantes Detail: Er ist 24 Jahre jünger als sie. Sibirien selbst entzückt die Grosstädterin ebenfalls: «Dieses ferne, weite Land mit seinen endlosen Wäldern, Bergen, zahlreichen Seen und Flüssen, mit Gebieten, die noch kein Mensch betreten hatte.»

So eine naive Geschichte lässt man im Jahr 2020 aber nur noch einer Frau durchgehen. Mit umgekehrten Geschlechterrollen gäbe sie Anlass für einen Shitstorm. Sie würde nach kolonialistischer Entdeckungsreise klingen, nach alberner Naturschwärmerei, Exotismus, Verherrlichung des Primitiven und nach dem Märchen von der «edlen Wilden», der natürliche Unschuld, Arglosigkeit und Genügsamkeit zugeschrieben wird. Würde ein 77-jähriger Hamburger auf *Spiegel* online von seiner Liebe zu einer Jahrzehnte jüngeren Ureinwohnerin an irgendeinem entlegenen Flecken Erde berichten, fiel im Zuge eines Aufschreis auch sicher bald das Stichwort «Sextourismus».

Für Sextourismus fahren Frauen allerdings nicht in die russische Taiga. Sie präferieren Subsahara-Afrika, Marokko, Tunesien und die Karibik, aber auch Bali oder Thailand dafür.



«Ich will aber lieber einen runden!»

# Plötzliche Unerreichbarkeit der Welt

Die Ferne, die uns nah geworden ist, scheint Lichtjahre entfernt.



*Die fast schon göttliche Balance zwischen Gravitation und Zentrifugalkraft.*

Alles, wirklich alles dreht sich um sich selbst und oft noch um andere. Wir kreisen um die Sonne, die Sonne um das Zentrum der Milchstrasse, die Milchstrasse dreht sich im Kreis, das ganze Universum vermutlich auch. Wir kriegen nichts davon mit, natürlich, da ist diese fast schon göttliche Balance zwischen Gravitation und Zentrifugalkraft, ein für uns Menschen unerreichbares Gleichgewicht.

Wir lebten lange in Zeiten der Fliehkraft; wir breiteten uns aus, trieben immer weiter hin zu den Rändern des Möglichen, wir schoben gar diese Ränder vor uns hin und das Unmögliche immer weiter hinaus. Wir nahmen auf dieser Reise der Expansion fast wahllos mit, was zu greifen war, und frohlockten. Wir glaubten schon, die Kraft unserer Beschleunigung beherrschen zu können. Es war fast so, als ob wir all das Kreisen im Gegenuhrzeigersinn umgedreht hätten.

Jetzt ist die Zeit der Gravitation zurück. Wir tun zwar noch so, als ob wir weiter zügig wie ein Schiff auf einem grenzenlosen Ozean uns vorwärts-pflügen zu den unendlichen Welten. Aber tatsächlich bewegen wir uns hin zu einer Welt, die wir längst für immer hinter uns glaubten.

## Epidemie der Einsamkeit

Wahrscheinlich hat die Rückwärtsbewegung sogar auch etwas Gutes, weil alles immer beides ist, wenn auch nicht zu gleichen Teilen, gut und schlecht, aber sie fühlt sich schmerzlich an und schafft Sehnsüchte, die nicht mehr nur die Masse von Sonnen haben, sondern jene von kleinen

schwarzen Löchern. Eine Schwierigkeit bei diesem Prozess der Verlangsamung des Menschseins ist, dass das Abbremsen begleitet wird von diesem Gefühl einer inneren Dauerbeschleunigung aus jenen alten Tagen, als das neue Menetekel noch nicht wie ein stürmischer Wind um den Weltenball zog und den Kosmos des Menschen verblies. So kleben wir immer mehr und erneut fest in unseren Städten und Dörfern, wie einst, als sie uns noch gefangen hielten, weil sie zu verlassen nicht so einfach war. Nicht mehr nur langsam, sondern immer schneller kreisen wir ratlos und mit verllorener Genügsamkeit und zunehmendem Schwindel um eine geschrumpfte Welt und uns selbst. Es scheint wie das Ende einer Reise, zu der wir uns einst aufgemacht hatten, um aus unseren vielen kleinen und isolierten Welten auszubrechen, um uns die ganze und grosse Welt anzueignen.

Vielleicht kommt tatsächlich bald jener Punkt, auf den Psychologen hindeuten: eine Epidemie der Einsamkeit. Weil unsere Leben, wenn das alles so weitergeht, wie jene sein werden, die wir selbst anderen Lebewesen mehr oder weniger gedankenlos aufgehalst haben: Wir existieren dann wie all die Schweine und Hühner, die ihr Leben lang nie Auslauf hatten, immer dieselben Wände um sich herum und dasselbe Dach über dem Kopf. Die Weltkarte wird gerade zu einer Ampelkarte aus Grün, Gelb, Orange und Rot, wahrscheinlich kommt dann irgendwann auch noch Schwarz hinzu. Es ist eine Karte drohender Unbeweglichkeit, des Sterbens des Reisens, eine

Kartografierung der Freiheit auch. Die Erde mit ihren Landschaften und die Welt als Topos werden immer unerreichbarer. Es fühlt sich fast so an, als ob die Erde wieder zur Scheibe werden könnte. Und man selbst sitzt dann da und reist zwangsläufig in der Erinnerung. Schweift zurück zu all jenen Orten, Plätzen und Landschaften, zu denen man hingegangen ist mit der ewig selben Hoffnung, auch die inneren Kontinente zu erreichen und mit ein bisschen Glück gar erkunden zu können und der inneren Fliehkraft gleichzeitig Flügel und ein bisschen Gravitation zu verleihen.

## Demut hat Gewicht

Wir sind stets auf Reisen gegangen, um unsere Sehnsucht des Ankommens zu stillen, zu finden, wonach wir uns sehnten, und wenn uns dies nicht gelang, weiterzuziehen, so lange, bis wir glaubten, angekommen zu sein, oder, wenn wir weniger Glück hatten, so lange, bis uns die Kraft der Zuversicht verliess und wir uns fügten. Und jetzt können wir nicht mehr aufbrechen. Die Ferne, die uns nah geworden ist, scheint Lichtjahre entfernt. Wir finden uns in der Mobilität von Leben wieder, die schon ganz lange Vergangenheit sind. Wir sind in diesen Tagen ausgebremsste Menschen, und es fällt schwer, dem Verlust der Möglichkeiten irgend-etwas Gutes abzugewinnen. Drei Dinge können wir tun: einer Balance zwischen den Kräften nahekommen und nicht vergessen, dass Demut Gewicht hat. Und, wie immer, hoffen, dass die Hoffnung zuletzt stirbt.

# Wer sind wir?

Anna Näf, 26, macht in einem Jahr die Pfarrprüfung. Sorgen, dass sie diese nicht bestehen könnte, hat sie nicht.

**M**ein Vater war Pfarrer. Bis ich acht Jahre alt war, wuchs ich im Pfarrhaus auf. Ich blieb auch im Kirchenkindergarten, als mein Papi nicht mehr als Pfarrer arbeitete. Selber Pfarrerin zu werden, hatte ich mir nie überlegt. Ich wollte Lehrerin werden wie meine Mutter.

Im Gymi in Schaffhausen merkte ich, dass mich die grossen Fragen interessieren: Wer sind wir? Was machen wir auf dieser Welt? Darüber diskutieren konnte ich im kirchlichen



«Narrenfreiheit»: angehende Pfarrerin Näf.

Umfeld am besten. Eine Zeitlang ging ich in eine Freikirche, die ICF in Schaffhausen, mit inspirierenden Menschen, über die leider nicht immer fair berichtet wird.

## Faszinierendes Hebräisch

Im Zwischenjahr hatte ich mich an der pädagogischen Hochschule einschreiben wollen. Bevor ich das tat, dachte ich, ich könnte noch Gott um Rat fragen. Also betete ich: «Gott, wenn ich etwas anderes machen soll, musst du es mir heute sagen, sonst ist es zu spät.» Am Abend rief mich ein Bekannter an. Er sagte, dass er das Gefühl habe, ich solle Theologie studieren. Das brachte den Stein ins Rollen. Wenn ich heute meine Begeisterung spüre, glaube ich, Gott war es, der mir einen Schubs gegeben hat.

Im Studium waren wir etwa fünfzehn im selben Studienjahr, ein bunter, teils grauhaariger

Haufen. Es mag überraschen, aber die Hälfte war weiblich. Die Kirche ist schon länger weiblich, Frauen engagieren sich in Haupt- und Ehrenämtern.

Während mich Hebräisch in eine faszinierende Denkwelt einführte, brachte mich Griechisch eher zum Einschlafen. Am spannendsten fand ich systematische Theologie mit den philosophischen Fragen. Etwa: «Kann man nach dem Holocaust noch an einen liebenden Gott glauben?» Trotz meiner Faszination gebe ich zu, manche Bereiche sind etwas nerdig.

In den sechs Jahren an der Uni zweifelte ich oft, ob es Gott wirklich gibt. Mich überrascht es nicht, dass Gleichaltrige aus der Kirche austreten. Wem sie nichts bedeutet, der muss auch nicht bezahlen. Ich kenne Menschen, denen bedeutet die christliche Botschaft etwas, obwohl sie mit der Institution nichts anfangen können. Mein Vater war eher skeptisch, als ich mich entschied, Pfarrerin zu werden. Er hat mich aber auf diesem Weg begleitet. Während des Studiums durfte ich predigen. Ich genoss grosse Narrenfreiheit.

## Kloster kommt nicht in Frage

Jetzt bin ich Vikarin im Aargau und leitete gerade meinen ersten Gottesdienst. Um mich vorzubereiten, brauchte ich etwa 25 Stunden. In einem Jahr werde ich dann die Pfarrprüfung absolvieren. Verlangt wird: ein Gottesdienst, ein Konf- oder Religionsunterricht, ein Seelsorgegespräch und ein Gemeindeprojekt, um innovativ Menschen zusammenzubringen. Die Durchfallquote ist sehr tief. Ich mache mir keine Sorgen, dass ich die Prüfung nicht bestehen könnte.

An der reformierten Kirche fasziniert mich, dass wir mit der Glaubensgeschichte Antworten auf aktuelle Lebensfragen suchen – und manchmal sogar finden. Und man ist frei, wie man den eigenen Glauben ausdrückt und lebt.

Persönlich bete ich täglich. Früher immer vor dem Schlafen, heute eher bevor ich loslache oder -heule. Es gibt Situationen, da hilft es mir, mit Gott zu sprechen. Bin ich alleine, rede ich laut, sonst lieber in meinem Inneren. Ins Kloster zu gehen, habe ich mir nie überlegt. «Kirche» gehört für mich unter die schwitzenden Buezerinnen und die entspannten Lebenskünstler – nicht hinter Klostermauern.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



## THIEL

# Gesunde Kranke

**Simonetta:** Was ist eigentlich so gefährlich an Covid-19?

**Alain:** Besonders gefährlich an dieser Krankheit ist die weitgehende Symptomlosigkeit.

**Simonetta:** Ist es nicht beruhigend, dass die meisten Menschen keine Symptome haben?

**Alain:** Das Problem ist die schnelle Ausbreitung dieser Symptomlosigkeit.

**Simonetta:** Heisst Symptomlosigkeit nicht einfach, dass die Krankheit nicht besonders gefährlich ist?

**Alain:** Im Gegenteil! Das heisst, dass die Symptomlosen besonders gefährlich sind!

**Simonetta:** Wieso? Sie sind doch gar nicht krank.

**Alain:** Eben nicht. Aber sie könnten krank sein! Sie sind nur nicht krank, weil sie keine Symptome haben.

**Simonetta:** Das Gefährliche an dieser Krankheit sind also die Gesunden?

**Alain:** Exakt.

**Simonetta:** Wieso?

**Alain:** Sie könnten die anderen anstecken.

**Simonetta:** Wen?

**Alain:** Die Kranken.

**Simonetta:** Dürfen die Gesunden deshalb nicht mehr zu den Kranken?

**Alain:** Richtig. Die Gesunden sind eine Gefahr für die Kranken. Als Kranker sollte man gesunde Menschen auf jeden Fall meiden.

**Simonetta:** Und was können wir tun?

**Alain:** Früher hat man die Kranken isoliert und die Gesunden weiterarbeiten lassen. Diesmal müssen wir die Gesunden isolieren und die Kranken weiterarbeiten lassen. Vielleicht haben wir so eine Chance, zu überleben, bis wir einen Impfstoff haben.

**Simonetta:** Einen Impfstoff gegen die Symptomlosigkeit der Gesunden?

**Alain:** Die Impfung wird nicht bei allen symptomlos verlaufen.

**Simonetta:** Hoffentlich nicht, denn sonst wird man ja nie sehen, welche Gesunden krank sind.

Andreas Thiel

## ESSEN/ANDREAS HONEGGER

# Grosse Pläne für Gottlieben

Drachenburg & Waaghaus  
8274 Gottlieben  
Tel. 071 666 74 74

Als wir am Bodensee zu tun hatten, wollten wir wieder einmal ins malerische Gottlieben zum Essen. In der «Krone» hatte hier vor Jahrzehnten – als im benachbarten Schloss Gottlieben noch die Sängerin Lisa della Casa lebte – die berühmte Köchin Rosa Tschudi ihre Gäste mit den wohl weltbesten gebackenen Eglifilets verwöhnt.

In der «Krone» waren wir vor kurzem und wollten nun die Gastronomie des Hotel-Restaurant-Komplexes «Drachenburg/Waaghaus/Rheineck» erleben: Wir assen anständige gebackene Egli – die natürlich mit denen von Rosa Tschudi nicht vergleichbar waren –, ein gutes Filet Stroganoff und ein



weniger überzeugendes Saiblingsfilet. Aber es war nicht in erster Linie das Essen, das Zweifel aufkommen liess an der Zukunftstauglichkeit des Betriebes zwischen Bodensee und Untersee.

### Nahe am Kitsch

Im «Waaghaus» ist von aussen alles recht passend zu dem architektonischen Bijou, das einem in Gottlieben empfängt. Im Innern aber regiert ein etwas operettenhaftes Dekor, das

nahe am Kitsch vorbeischrämmt. Inzwischen aber haben wir erfahren, dass eine Stiftung das Ensemble aus dem 17. Jahrhundert übernommen hat, die «der Perle am Seerhein-Ufer wieder zu neuem Glanz verhelfen» will. Die Gaststätten sollen gestalterisch und gastronomisch zu dem gemacht werden, was sie einst waren, zu einem «Leuchtturm der Gastronomie und der Hotellerie».

Stiftungs- und Verwaltungsrat werden von Niklaus Knüsel präsiert, dem unter anderen Jan E. Brucker, der frühere Direktor des Hotels «Widder» in Zürich, zur Seite steht. Wenn die Bauarbeiten im kommenden Jahr anfangen können, sollte das Kleinod von Gottlieben 2024 wieder in neuem Glanz erstrahlen.

Wer den Vorher-nachher-Effekt voll erleben will, muss noch vor Weihnachten hinfahren! Wir werden für 2024 schon mal einen Tisch reservieren.

## WEIN/PETER RÜEDI

# Nach dem Fegefeuer der Himmel

Herdade do Rocim Alves Vieira Reserva 2018  
Alentejano IGP. 13,5 %.  
Weinhandlung am Küferweg, Seon. Fr. 19.50.  
www.kueferweg.ch

Wenn es um das attraktivste Verhältnis zwischen Qualität und Preis geht, sind Spaniens Weine unschlagbar. Nach wie vor. Selbst im Vergleich mit den Nachbarn jenseits der Pyrenäen, den immer kreativeren Produzenten im französischen Languedoc-Roussillon. Auch die iberischen Kollegen auf der westlichen Seite der Halbinsel holen diesbezüglich mächtig auf. Von der internationalen Kundschaft lange behaftet auf zwei Spezialitäten, den Portwein am Douro und dessen Gegenprogramm, den frischen, grünen, von den salzigen Atlantikbrisen belebten Vinho verde aus den nördlichen Provinzen (zumal aus Minho), brauchten Portugals eigenständige Rotweine (aus vielfach einheimischen Sorten) allerdings einige Zeit, bis sie ausser Landes angemessen beachtet wurden.

Inzwischen ist das Tal des Douro, eine Reblandschaft von beispielloser Schönheit, jen-



seits der Produktion von Portweinen zu einem eigentlichen Hotspot tiefgründiger und gleichzeitig frischer, lebhafter Rotweine geworden. Weniger bekannt ist nach wie vor, dass auch im Süden Portugals, in der Region Alentejo, Gehaltvolleres als die einst wegen ihrer tiefen Farbe gesuchten Verschnittweine entsteht.

Der Alves Vieira Reserva der Kellerei Herdade do Rocim aus dem Süden der südlichen Appellation, deren Weingärten in den Hügeln nahe Vidigueira in dank vom Atlantik her wehender Winde besänftigten Nischen liegen, ist unverkennbar das Beispiel eines solchen neu interpretierten traditionellen Alentejo. Mit je 40 Prozent der einheimischen (oder seit langem eingemeindeten) Sorten Alicante Bouschet und Touriga Nacional und je 10 Prozent Syrah

und Petit Verdot steht er sozusagen für eine Verbindung von nationalem Erbe und Weltoffenheit. Was allerdings allein zählt, ist nicht ein solches Programm, sondern dass die Synthese auf nicht grosssprecherische, dafür nachhaltige Weise aufgeht. Dies ist ein gewichtiger, aber weder klotziger noch ranschmeisserischer Wein, mit markanten Tanninen und beeindruckender dunkler Frucht, spürbarem, aber nicht zu dominantem Holz vom zehnmonatigen Ausbau in Barriques.

Die Reben stammen aus naturnaher Produktion, dem Wein ist, meine ich, die Spannung zwischen Hitze und Abkühlung anzumerken. 2018 war ein Jahr, das mit einigem Regen begann, der für gute Wasserreserven sorgte. Der Sommer war heiss, im August für ein paar Tage so heiss (über 46 Grad), dass ein Viertel der Trauben verlorenging und der Rest länger brauchte bis zur phenolischen Reife. Dem Resultat, das Pedro Ribeiro, seine Frau Catarina Vieira und ihr Team mit erstaunlich vifer Säure in die Flasche retteten, ist von dem Fegefeuer nichts anzumerken.

# Begriffe aus Alaska

Der Skoda Kamiq G-Tec fährt mit Erdgas oder Benzin. Das erweist sich – völlig unerwartet – als positive Erfahrung.



Manche Prinzipien fallen einem gelegentlich auf die eigenen Füße, zum Beispiel mein Grundsatz, an Themen möglichst unbelastet und also vorurteilsfrei heranzugehen. Als ich kürzlich zusagte, einen Skoda Kamiq G-Tec probeweise zu fahren, hatte ich ehrlicherweise überhaupt keine Ahnung, worauf ich mich einliess.

«Kamiq G-Tec» ist natürlich auch kein besonders griffiger Name; und warum ein Hersteller aus Tschechien, der zu einem Konzern aus Deutschland gehört, seine Fahrzeuge nach Begriffen aus der Sprache der alaskischen Inuit bezeichnet, wie eine Google-Recherche ergibt, bleibt das Geheimnis von hochbezahlten Spezialisten, die sich das ausgedacht haben. «Kamiq» steht demnach für etwas, was perfekt passt – und im Fall dieses «City-SUV» trifft das durchaus zu; das kompakte SUV mit leicht erhöhter Sitzposition, aber sozialverträglichen Aussenmassen ist ein sehr angenehmes Alltagsfahrzeug für jemanden, der zum Beispiel mit einer Familie in der Stadt Zürich lebt.

Kaum sass ich also in diesem Kamiq, wurde mir klar, wofür G-Tec steht: Der Skoda – Werbespruch: «Simply Clever» – hat zwei Tanks und kann sowohl mit herkömmlichem Benzin als auch mit Erdgas betrieben werden. Im Cockpit zeigen zwei Tankuhren an, welcher Treibstoff gerade verwendet wird und wie viel davon noch vorhanden ist. Grundsätzlich wird der Kamiq ausserordentlich sparsam mit Gas betrieben, der Benzintank ist bloss für den Moment gedacht, wenn mal gerade keine CNG-Tankstelle zur Verfügung stehen könnte. Daraus ergeben sich rund

600 Kilometer Reichweite, die umweltfreundlich zurückgelegt werden können.

Leise brummend fährt der Kamiq davon, der TGI-Reihen-Dreizylindermotor mit Turbolader und 90 PS ist angenehm lauffruhig, die Beschleunigung des lediglich 1332 Kilogramm schweren Kompakt-SUV ist ausreichend. Geschaltet wird das frontgetriebene Auto über ein manuelles Sechsganggetriebe. Und so einfach der alltägliche Betrieb des Autos ist, so praktisch sind viele Details wie Ablagefächer oder das vernetzte Navigations- und Unterhaltungssystem.

Das beste Argument für ein Auto mit Erdgasantrieb ist aber die Ökologie: Kommt das komprimierte Gas aus Quellen wie biologischen Abfällen, Futterresten oder Abwasser, ist der Betrieb eines Fahrzeugs wie des Kamiq so umweltfreundlich wie ein Elektroauto, ohne dass allerdings in entlegenen Gegenden der Erde unter zweifelhaften Bedingungen seltene Rohstoffe aus dem Boden geholt werden müssen. Im Vergleich zu Diesel- oder Benzinmotoren stossen Erdgasaggregate ausserdem einen Fünftel bis einen Viertel weniger Kohlendioxid aus.

Kurz zusammengefasst, wurde ich vom Skoda Kamiq G-Tec überrascht, aber glücklicherweise nur mit positiven Eigenschaften.

#### Skoda Kamiq G-Tec

Motor: 3-Zylinder-Turbobenziner Erdgas/Benzin, Frontantrieb, manuelles 6-Gang-Getriebe; Leistung: 90 PS / 66 kW; Hubraum: 999 ccm; max. Drehmoment: 160 Nm / 1800–3800 U/min; Verbrauch (Gas): 3,5 kg / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 12,5 sec; Höchstgeschwindigkeit: 176 km/h; Preis: ab Fr. 28 330.–



## OBJEKT DER WOCHE Weisses Gold

Ursula Andress' «Dr. No»-Bikini  
Online-Versteigerung  
bei Profiles in History

Vielleicht ist es ja bloss eine unfreiwillige Pointe aus Hollywood. Just am Tag, an dem der 25. James-Bond-Film hätte anlaufen sollen, kommt das berühmteste Stück Stoff des 007-Universums unter den Hammer. Am 12. November versteigert das Auktionshaus Profiles in History Ursula Andress' Bikini aus «Dr. No» (1962). In Los Angeles spricht man von der bekanntesten Badebekleidung überhaupt. Deshalb erwarten die Auktionatoren eine Rekordsumme.

Den weissen Bikini, den Andress alias Muscheltaucherin Honey Ryder im allerersten Bond-Film trug, hatte die sagenhafte Bernerin zusammen mit Regisseur Terence Young entworfen. Ein jamaikanischer Schneider nähte den Zweiteiler. Er verwendete unter anderem einen Bügel-BH aus Andress' Garderobe.

Bereits 2001 erzielte Christie's mit dem Filmkostüm einen Erlös von 60 000 Dollar. Für den damaligen Käufer Robert Earl, britisch-amerikanischer Unternehmer und Gründer der «Planet Hollywood»-Restaurantkette, dürfte der «Dr. No»-Bikini nun zu einem goldenen Geschäft werden. Bei Profiles in History glaubt man, den Verkaufspreis im November in die Höhe von 500 000 Dollar treiben zu können.

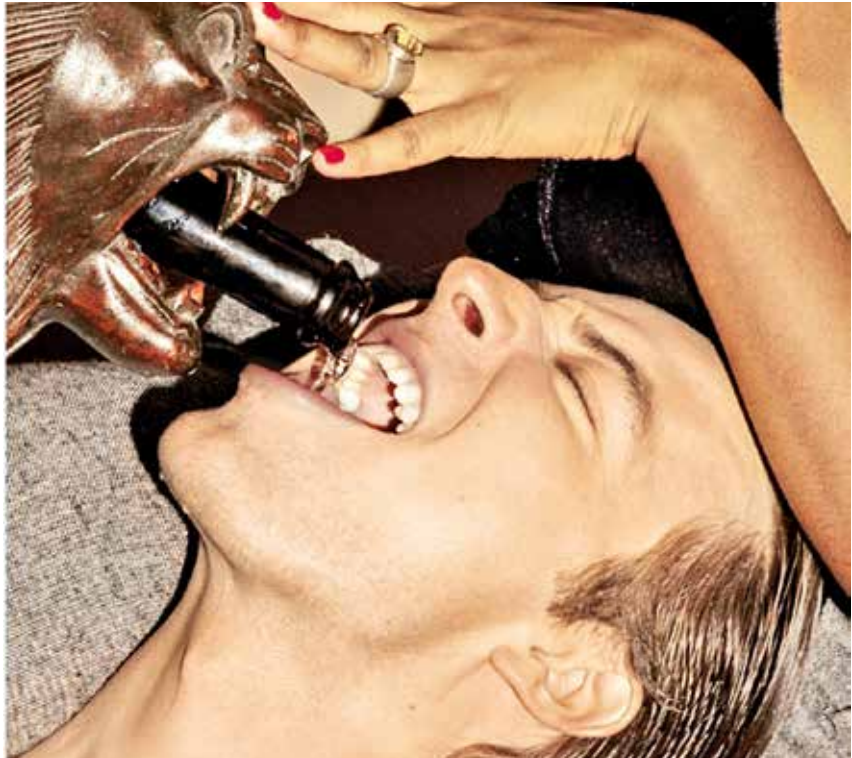
Der Start des neuen Bond-Films «No Time to Die» wurde wegen Covid-19 übrigens auf den Frühling 2021 verschoben. Ursula Andress, die für ihre Rolle in «Dr. No» einen Golden Globe erhielt, wird dann ihren 85. Geburtstag feiern.

*Benjamin Bögli*

# Das Ding ohne Eigenschaften

Geniessen heisst, für Momente Prinzipien über Bord zu werfen und eine lustvolle Überschreitung zu begehen. Der Philosoph Robert Pfaller diagnostiziert den Übergang einer Kultur der Schönheit zu einer Kultur der Makellosigkeit, in der das eigentliche Wesen der Dinge entfernt wird: Kaffee ohne Koffein, Sex ohne Körperkontakt, Fussball ohne Kraftausdrücke. Die Voraussetzung fürs Geniessen, mahnt Pfaller, ist das Feiern. Mit dem Feiern wird der profane Alltag unterbrochen, und zwar mit Dingen, denen eben ungute Eigenschaften innewohnen und die durch das Feiern wiederum geheiligt werden. Weil sie teuer sind wie Champagner oder weil sie etwas Unappetitliches haben wie Austern. Mit Multivitaminsaft lässt sich der Geburtstag eines Erwachsenen nicht feiern. Dieser Tage wirbt das Berliner Start-up Kolonne Null in den sozialen Medien massiv für entalkoholisierten Wein. Die Bildsprache wirkt berauscht und dandyhaft exzessiv. Eine Insigne dieses infantilen «non-ism»-Trends oder einfach sowas wie der neue Rimuss?

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Infantilisierung der Kultur: Werbung für entalkoholisierten Premium-Wein.

## FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Mit Interesse verfolge ich Ihre Antworten. Ich habe eine philosophische Frage: Wie stehen Sie zum Fortschritt? Ist die Menschheit auf einem Weg des Fortschritts? Oder sehen Sie eher eine Art Wiederkehr des Immergleichen? M. R., Basel*

Was ist Fortschritt? Einen Schritt vorwärtszugehen, heisst noch nicht, dass dieser Schritt überhaupt ein Fortschritt ist. Es gibt Zeiten, in denen man besser zurückgeht als vorwärts. Normalerweise glaubt man, dass ein Fortschritt ein Schritt zum besseren Leben ist. Also danach würde die Menschheit mit jedem Jahr besser, klüger, menschlicher, weniger grausam und was weiss ich was werden. Ich glaube nicht, dass die Menschheit als solche dauernd besser wird. In den Grundfragen dreht es sich immer um das Gleiche. Im 19. Jahrhundert, als die Schweiz zu verarmen drohte, galt der technische Fortschritt



alles. So wurden mit grosser Begeisterung Eisenbahnen, Banken, Industriebetriebe, technische Hochschulen und dergleichen errichtet, weil die Schweiz das brauchte und die Menschen sich danach sehnten.

Nach dem Ende des 20. und im 21. Jahrhundert, als das alles erreicht war, schenkte man dem nicht mehr grosses Vertrauen, sondern versuchte, das alles wieder rückgängig zu machen, und die Sehnsucht nach sogenannt natürlichen Grundlagen stieg. Denn man er-

kannte, dass alles, was lebt, gleichzeitig auch etwas anderes zerstört, sonst wäre das Leben nicht möglich: Leben braucht Wasser, braucht Nahrung, braucht Kleidung, braucht Wärme, braucht Wohnungen und so weiter. Und das hat auch seine Nachteile. Aber auch diesmal werden sich die Zeiten wieder ändern. Die Menschen glauben immer wieder, etwas anderes wäre besser. Und mindestens in dieser Beziehung ist die Entwicklung der Menschheit stets «eine Art Wiederkehr des Immergleichen».

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Hanum Ibrahimova

Die Botschafterin von Aserbaidshan erklärt ihre Sicht auf die kriegerischen Auseinandersetzungen von Berg-Karabach. Und sie legt dar, welche Rolle die Schweiz in dem Konflikt übernehmen könnte.

Ihre Heimat, erzählt unsere Gastgeberin, sei ein gastfreundliches Land. Zu jeder Tageszeit stehe heisser Tee bereit. So wird denn auch bei unserem Treffen in der schmucken Botschaftsvilla im Berner Diplomatenviertel ein kräftiger, mit Gewürzen versetzter Schwarztee in verzierten Glasbechern gereicht.

Seit drei Jahren vertritt Hanum Ibrahimova ihr Herkunftsland in der Schweiz. «Es ist mein vierter Auslandseinsatz.» Für sie hätten die «politischen und wirtschaftlichen Beziehungen Priorität», erklärt Ibrahimova ihren Auftrag. Sie hat mehrere Foren für Investoren organisiert und hilft Schweizer Firmen, in Aserbaidshan Fuss zu fassen. 67 Schweizer Firmen seien in Aserbaidshan tätig. Ihr Land sei als Exporteur von Öl und Gas «ein zuverlässiger Energielieferant für Europa». Momentan entwickle das Land den Ölsektor weiter. In Zukunft wolle es sich wirtschaftlich auch in Richtung erneuerbare Energien und Agrarwirtschaft, Tourismus und Infrastruktur bewegen.

Aufgewachsen in einer Ärztedynastie in der Hauptstadt Baku, studierte Ibrahimova zunächst in Aserbaidshan, bevor sie an der prestigereichen University of Columbia in den USA ihren Master in sozialer Entwicklung absolvierte. Danach war sie lange für die Vereinten Nationen in New York tätig.

## Frühes Frauenwahlrecht

Wir besprechen die wichtigsten historischen Stationen Aserbaidshans. 1918 sagte sich das Land vom Russischen Kaiserreich los und wurde die erste säkulare Demokratie mit mehrheitlich muslimischer Bevölkerung – und eines der ersten Länder mit dem Frauenwahlrecht. Bis heute zeichne sich Aserbaidshan durch seine religiöse und ethnische Vielfalt aus. Vom Judentum über das Christentum bis zum Buddhismus pflegten alle Religionen hier ein friedliches Zu-

sammenleben. Ab 1920 gehörte Aserbaidshan der Sowjetunion an, von der es sich 1991 für unabhängig erklärte, was einen Militäreinsatz der Sowjets zur Folge hatte. «Damals war ich noch ein Kind, aber die Erinnerungen sind mir noch sehr präsent», erzählt Ibrahimova.

Kriegerisch geht es auch heute wieder zu. Seit Juli sprechen die Waffen zwischen Aserbaidshan und Armenien. Die Gebietsstreitigkeit

diplomatischen Bemühungen beendet, indem er kategorisch erklärt habe, Berg-Karabach sei und bleibe armenisch.

## «Kleiner und ärmer»

Die Botschafterin weist darauf hin, dass der Uno-Sicherheitsrat in vier Resolutionen, wie auch die Uno-Generalversammlung den «bedingungslosen Abzug» Armeniens verlangt habe. Die hier von den Armeniern ausgenutzte «Republik Berg-Karabach» ist international nicht anerkannt – auch von der Schweiz nicht. Die kriegerischen Auseinandersetzungen im Sommer seien von der armenischen Führung ausgegangen. Direkt nach dem Abschluss eines Waffenstillstands in Moskau habe diese die weit im Landesinnern von Aserbaidshan gelegene Stadt Ganja beschossen lassen. «Das traurigerweise auf beiden Seiten vergossene Blut klebt an den Händen der armenischen Führung», sagt Ibrahimova. Sie beklagt die in vielen Medienberichten vorherrschende Sympathie für die armenische Seite. «Die Tatsache, dass Armenien kleiner und ärmer ist als Aserbaidshan, bedeutet noch nicht, dass Armenien nicht der Aggressor ist.» Aber die in vielen Ländern umfangreiche armenische Diaspora schaffe es immer wieder, westliche Medien von der «gespielten Opferrolle» zu überzeugen.

Als friedliche Lösung sieht die Botschafterin nur einen Weg: Die völkerrechtlich garantierte territoriale Integrität Aserbaidshans müsse wiederhergestellt werden. «Unsere Regierung ist bereit, Berg-Karabach weitgehende Autonomie zu gewähren.» Ibrahimova ist überzeugt, dass die Schweiz diplomatisch vermitteln könnte. «Sie ist für ihre Neutralität weitherum anerkannt.»

Das ist es denn auch, was Hanum Ibrahimova am meisten fasziniert an der Schweiz: das friedliche Zusammenleben verschiedener Kulturen seit Jahrhunderten. *Florian Schwab*



*Friedliches Zusammenleben:* Spitzendiplomatin Ibrahimova.

wurzelt im Jahr 1988, als Armenien die Region Berg-Karabach und ihr Umland besetzte. Eine Million Bürger Aserbaidshans wurden vertrieben und konnten bis heute nicht in ihre Heimat zurückkehren. «Man liest immer nur über Berg-Karabach, aber die Armenier halten auch sieben angrenzende Provinzen besetzt – auf einem Gebiet, das grösser ist als jenes von Berg-Karabach.» Die jüngste Eskalation führt Ibrahimova auf den armenischen Premierminister Nikol Pashinyan zurück, der im Jahr 2018 an die Macht kam. Dieser habe sämtliche laufenden

# Spiel mir das Lied vom Tod

Unter den deutschen Schlagersängern hielt er sich für den grössten. Kürzlich hat sich der 48-jährige Michael Wendler selbst einen Knockout zugefügt.

Michael Bahnerth



«Sie liebt den DJ»: Schlagerstar Wendler, Angetraute Laura.

Inzwischen hat sich der Halbbruder des nach Cape Coral in Florida abgehauenen deutschen Schlagersängers Michael Wendler, 48, in das boulevardeske Drama um plötzlichen Fall und rasanten Zerfall eingeschaltet. Er würde sich für ihn schämen, sein Bruder sei hirnlos und verpeilt. Wendlers Vater geht noch weiter: «Er hat dereinst an meinem Grab nichts zu suchen.»

Das ist eine Geschichte, deren Sound ein Schlager ist voller mittelmässiger Tragik und voll von allem Trash der Welt. Da ist ein Schlagerstar, sind zwei Frauen, eine Tochter, ein Vater, da sind Schulden in Millionenhöhe, da ist der Boulevard, der die Geschichte jeweils gleich

mit oder gar vor den aktuellen Corona-Zahlen bringt. Da ist die ganze Sauce zeitgenössischer Promi-Prolls.

Da war einmal ein junger Mann aus einer Kleinstadt im Nordwesten des Ruhrgebiets mit einer Stimme, die knirscht, wie wenn man Kohle zertritt. Er lernte Speditionskaufmann, stieg in das Geschäft seines Vaters ein, das aber pleite war. Bevor er Geldverdienen lernte, lernte er Schulden kennen, etwas, das ihn sein ganzes Leben begleiten sollte. Um die Schulden bezahlen zu können, eröffnete er zwei Sexshops, was ebenfalls zu keinem Höhepunkt führte.

Die Musik sollte ihn retten. Er tingelte durch Bierzelte und Diskotheken, sang seine Lieder und ging in Konkurs. 2002 war das. Was nicht pleiteging, war sein Ego. Wendler hat durchaus die Nehmerqualitäten eines Boxers, der, niedergeschlagen auf den Brettern liegend, immer noch ruft: «Ich bin der Grösste.»

## Ab ins Dschungelcamp

Wie so viele, die das Leben und die Liebe auf einen simplen Hauptsatz verkürzen, ging er nach Mallorca, sang so erfolgreich im «Ballermann» vor Tausenden von grölenden Bessoffenen, dass er 2006 den Ballermann-Award



gewann. Vermutlich, weil seine Texte auch mit 1,6 Promille im Blut noch mitgesungen werden können. Ein Jahr später hatte er den ersten Hit, «Sie liebt den DJ», und sein Grössenwahn stürmte ganz nach oben in der Hitliste aller Grössenwahnsinnigen. Danach wurde er einsam, weil keiner mehr mit ihm zu tun haben wollte. All die Schlagerfuzzis auf Malle – von Jürgen Drews, dem König, über Mickie Krause, den Prinzen, bis zu Anna-Maria Zimmermann, dem ewigen Prinzesschen – redeten nicht mehr mit ihm oder nur noch über ihn. Der Tenor war: Er kann nicht singen, ist grössenwahnsinnig und sieht scheisse aus.

Das war dem Wendler natürlich egal, er komponierte weiter und traf die Herzen von heranwachsenden Mädchen, zu kurz gekommenen oder einsam und früh gealterten Frauen. 2009 brachte er ein Album auf den Markt, das – was sonst? – «Unbesiegt» hiess und für das er seine Goldene Schallplatte erhielt. Er nannte sich jetzt «König des Popschlagers». Wendler war im Olymp des deutschen Schlagers angekommen und benahm sich wie ein unflätiger Gott.

2009 war sein bestes Jahr, für seine Finanzen, für sein Ego, er gab über 200 Konzerte. Er heiratete Claudia Norberg, seine langjährige Freundin, die unten auf der Erde die Buchhaltung führte und für das Denken zuständig war. Es soll, so der Manager von Wendler, eine ziemlich perfekte Beziehung gewesen sein.

So schwebten die beiden einige Jahre durch den Himmel ihres Daseins. Nichts, so schien es, konnte ihnen etwas anhaben. Wendler war jetzt auch «Die Faust des Schlagers», er hatte eine Autobiografie geschrieben, mit Nacktbild, aber nur «damit die Leser merken, dass ich es ernst meine». Und dann kamen die ersten Risse am wendlerschen Firmament. Wendler, hiess es, habe eine Vorliebe für Frischfleisch, für diese jungen, aufgetakelten Girlies, für die der Wendler die Erfüllung wirklich aller Träume sei.

Claudia blieb lange cool und spielte alles herunter, auch, um das Geschäftsmodell nicht zu gefährden, aber sie ging auf Distanz. Wendler litt ein wenig: «Wenn ich nach einem Konzert fix und fertig nach Hause komme, möchte ich eine Frau, die mich nach oben in das Schlafzimmer trägt. Aber das macht die Claudia nicht.»

Also ab ins Dschungelcamp. Da gibt es keine Claudia, dafür TV-Präsenz und ordentlich Kohle, weil Geld irgendwie knapp wurde, wohl, weil seine Schlager nur noch Fäustchen waren. Nach drei Folgen rief er: «Ich bin ein Star, holt mich hier raus!» Aus dem Dschungel in Australien kam er raus, aus dem häuslichen und beruflichen nicht.

Insolvenz überall, bei seiner Plattenfirma, bei seiner Beziehung, die nur noch von der Tochter zusammengehalten wurde. Es gab Strafbefehle wegen «Beihilfe zur vereitelten Zwangsvollstreckung», es gab ein Hin und Her über die Markenrechte der Lieder, mal gehörten sie Clau-

dia, dann wieder ihm, sie gehörten immer gerade dem, hinter dem die Justiz nicht her war. Sie flohen nach Florida. Zwei Jahre später gaben sie ihre Trennung bekannt, 2018.

In diesem Jahr war Laura Müller achtzehn Jahre alt, und obwohl sie ins Gymnasium ging, war sie der grösste Wendler-Fan der Welt. Wendler selbst reiste hin und her, wenn nicht gerade die Gefahr drohte, dass man ihn in Deutschland verhaften könnte, sang sich durch die Republik, um seine Kassen klingeln zu lassen. Claudia blieb in Florida und trotz der Trennung im

*«Zu dem, was er sagte, sage ich:  
Ich bin neutral und unabhängig  
wie die Schweiz.»*

gemeinsamen Haus, in einem eigenen Zimmer etwas abseits. Laura kam irgendwie an Wendler ran und Wendler ziemlich bald nicht mehr von ihr los.

Laura besuchte Michael immer öfter in Florida, und immer, wenn sie da war, verzogen sich Claudia und die Tochter in ein Guesthouse. Es war so, dass ein Küken einen Hahn gefunden hatte, und der Hahn gackerte von Liebe, das Küken quietschte, alles vor «Goodbye Deutschland»-Kameras. Sie nannte ihn Schatzi, er sie Baby, sie posteten ihre Liebe inflationär auf Social-Media-Kanälen, und das Netz flippte aus. So alles zwischen «Sooo süss» und «Kinder-schänder».

### Unter der Sonne Floridas

Wendler blieb Wendler, Laura entwickelte sich. Anfangs sagte sie Sätze wie: «Ich kann kein Englisch gut», später vor der Kamera ihres Handys: «Ich nehme jeden Morgen diese Creme, weil sie meiner Haut und meiner Seele so guttut.» Laura war Influencerin geworden, hatte bald mehr Follower als Michael, der platt war: «Ich bin so stolz auf sie, sie hatte sogar eine Anfrage von einem Bierkonzern; am Strand sitzen, ein Bier trinken und dafür ein paar tausend Euro bekommen. Das hatte ich nie.»

Laura wurde erfolgreicher als Wendler, spätestens als sie in seinem Videoclip «Einer liebt immer mehr» in den hottesten Hotpants der Welt ihren fast schon musikalischen Hintern in die Kamera streckte. Sie würde alles für diesen Song tun, weil Michael ihn für sie geschrieben habe, sagte sie in die Kamera, und Michael sagte, es sei nicht so einfach, ein Song sei nie nur autobiografisch, da sei auch Fantasie dabei und Laura wisse das mit ihren achtzehn Jahren eben noch nicht, auch, weil der Song so «tiefgründig» sei, was aus Wendlers Optik nicht gelogen ist: «Zwei Herzen ohne Gleichgewicht / Wieso fühlst du nicht wie ich?»

Laura brachte Claudia aus dem Haus, machte Wendlers damals siebzehnjährige Tochter zu einer Freundin, zog sich für den *Playboy* aus,

tanzte bei «Let's Dance» und kaufte ihrem Schatzi einen Truck, gebraucht, aber immerhin. Es ging aufwärts unter der Sonne Floridas, unter der der düstere deutsche Himmel mit seinen Prozessen und Gerichtsterminen weit weg schien.

RTL wollte Wendler eine Million Euro bezahlen, damit er als Juror bei «DSDS» mitwirkte, und dafür, dass der Sender die Trauung der beiden filmisch begleiten konnte. Da waren Werbeverträge mit Supermärkten und Kleiderlabels, alle zu 250 000 Euro. Wendler rappelte sich gerade von den Brettern hoch, ein bisschen aus Lauras Schatten und ins Kontoplus und begann den Satz zu formulieren: «Ich bin noch grösser als der Grösste, der ich einst war.»

Und dann, aus dem Nichts, gefilmt in seinem Wohnzimmer in Florida, flog seine Faust direkt in sein Gesicht; er knockte sich selber aus. Las von einem Blatt Papier ab, dass Corona eine Lüge sei, warf der Bundesregierung schwere Verstösse gegen das Grundgesetz vor, den Fernsehsendern, dass sie gleichgeschaltet seien – das ganze Lied der Verschwörungstheoretiker. Das war's dann mit den Millionen. Laura sagte: «Ich liebe ihn, er ist mein Mann. Zu dem, was er sagte, sage ich: Ich bin neutral und unabhängig wie die Schweiz.»

Es gibt eine Theorie, sein Vater mag sie sehr, dass alles nur inszeniert gewesen sei, weil sein Sohn geldgeil sei; die Liebe zu Laura, weil sie so viel Cash generiere, das Statement, weil es ihm nur als Vorwand diene, nie mehr nach Deutschland in einen Gerichtssaal zu müssen. Mag sein, dass er die Schnauze voll und genug Geld am Fiskus vorbei nach Florida geschaufelt hatte und sich deswegen so simpel benahm wie Liebende in einem seiner Schlager. Der Grösste ist jetzt so klein geworden, dass man ihn nicht mehr sieht.



## ARVI, dein Wein.

The swiss vault of fine & rare wines

ARVINO ZÜRICH - LUGANO - MELANO

ARVI, Via Pedemonte di Sopra 1, 6818 Melano, Schweiz

Tel. +41 91 649 68 88, info@arvi.com, ARVI.CH

# Hexenjagd

Man könnte eigentlich meinen, in Krisenzeiten rücken Menschen näher zusammen.



**I**rrel!», «Aluhut-Trägerin!», «Corona-Leugnerin!», «Covidiotin mit Hitsongs <99 Covidioten> und <99 Aluhüte>», «Sie hat das Hirn weggekiffert und rausgebum\*\*», «Sie ist jetzt Club mit den Verschwörungstheoretikern und Rechtsextremen!». Und Hunderte ähnlicher Kommentare in den sozialen Medien, dazu grosser Applaus. Man ist sich einig, Nena «ist abgerutscht».

Nena hat sich erdreistet und zum Coronavirus etwas ins Internet geschrieben. Nena! In Zeiten, in denen ich stolz Dauerwelle und Schulterpolster vorführte, ist sie noch unschuldig an der Wand über dem Bett gegangen. Heute benützt sie das Wort «Panikmache», und Menschen in den sozialen Medien erleiden quasi einen Nervenzusammenbruch. Was hat sie sich nur dabei gedacht. Noch nie hat sich wohl eine Frau so schnell ihrer alten Fans beraubt wie mit diesem Wort, das die tonangebende Elite und ihre treuen Anhänger in Zeiten der Pandemie, ganz offensichtlich, als Hatespeech deklarieren. In ihrem rosa Luftballon hat die Achtziger-Ikone wohl nicht mitbekommen, dass man sich heute vor jedem einzelnen Wort, das man benützt, erbarmungslos in Acht nehmen muss. Was ein Promi im Netz zu kontroversen Dingen sagt, sagt unsereins schon lange nur noch im engsten Familienkreis.

Für ihre Grausamkeit ist die Hexe postwendend auf den Scheiterhaufen geworfen worden – von den Anständigen, den Hütern der Moral. Ob Nena schon lichterloh brennt, ist nicht überliefert. Aber angesichts ihres schlechten Einflusses und der langen Liste der Vorwürfe scheint die Bestrafung unausweichlich. Aber was hat sie denn geschrieben? «Ich habe meinen tiefen Glauben an Gott. Daher kommt mein Vertrauen ins Leben. Und ich habe meinen gesunden Menschenverstand, der die Informationen

und die Panikmache, die von aussen auf uns einströmen, in alle Einzelteile zerlegt. Und so ist es mir möglich, mich nicht hypnotisiert vor Angst in die Dunkelheit ziehen zu lassen. Lasst uns ins Licht gehen und für die Liebe stehen, denn trotz allem Wahnsinn, den wir hier erleben, glaube ich und weiss, dass der positive Wandel nicht mehr aufzuhalten ist.»

Es spielt selbstverständlich keine Rolle, dass sie das Virus gar nicht verharmlost, die Pandemie nicht leugnet. Es ist völlig einerlei, dass sie ja nur kundtut, von der grassierenden Angst nichts zu halten und dass man nicht in Panik verfallen soll. Egal auch, dass man gar nicht genau weiss, was sie mit ihren Worten meint – vielleicht hat Nena ja auf das gut durchgeplante Pandemiemassnahmen-Wirrwarr angespielt, durch das wir uns gerade alle wursteln, teils fasziniert, teils ehrfürchtig, besorgt natürlich auch. Man weiss es nicht. Aber das Schlimmstmögliche in eine Äusserung hineinzunutzen, ist allemal der bewährte Weg.

Nena, der früher schon ein Hang zur Esoterik nachgesagt wurde, besitzt die Macht, mit einem einzigen Post ein ganzes Volk zu beeinflussen. Das macht schon Angst. Für uns Unmündige ist es ja besonders in Krisenzeiten psychologisch unmöglich, selbst zu denken, wir plappern nach, was uns die Promis und Politiker vorgeben. Und grundsätzlich halten es ja viele nicht für möglich, Abstände einzuhalten, Hygieneregeln zu befolgen, Mundschutzmaske zu tragen und gleichzeitig nicht in die allgemeine Angst und Panik miteinzustimmen.

Man kann diesen Menschen, die angesichts einiger lästiger Worte in einen Zustand inbrünstiger Verteufelung geraten, aber keinen Vorwurf machen. Psychologen erklären das Phänomen mit der Gruppendynamik: In der Gruppe sinkt die Hemmschwelle für Beleidigungen,

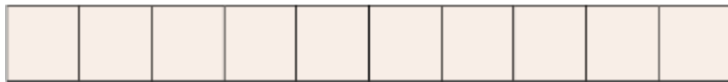
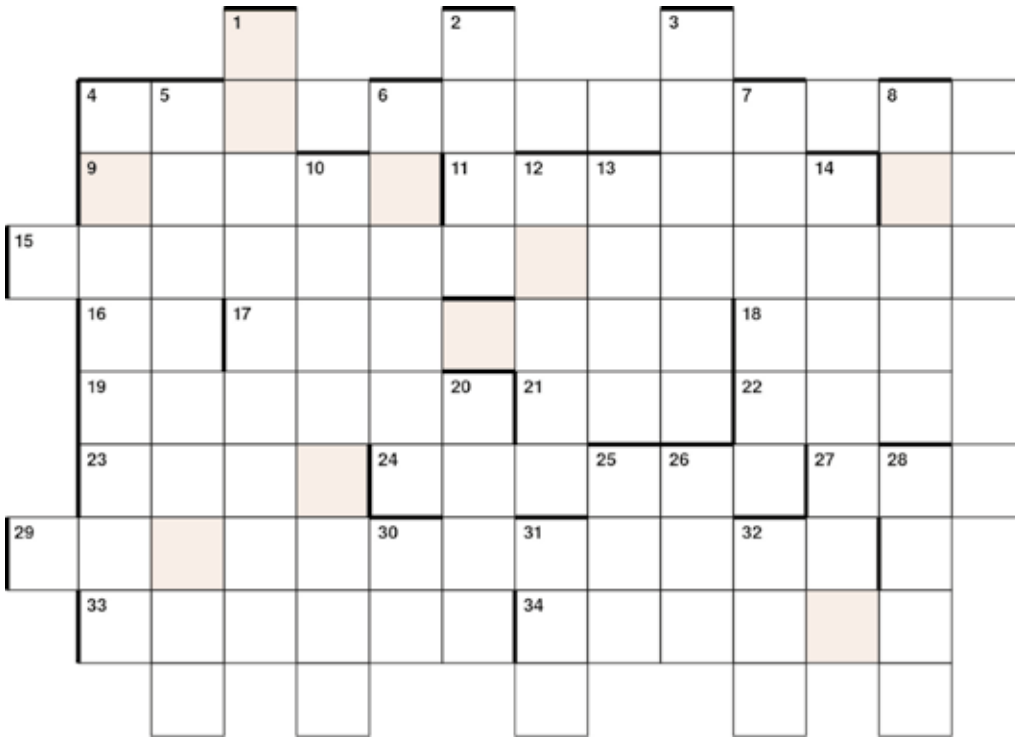
ausfällige Bemerkungen und dergleichen gegenüber anderen, weil man die Verantwortung auf mehrere Personen abschieben kann. Man spornt sich gegenseitig an. Kommt hinzu, dass sich Menschen, um Ängste zu bewältigen, oft instinktiv aggressiv verhalten. Es ist evolutionsbiologisch bedingt. In anderen Worten: Das Zusammenhorsten einer Truppe gegen einen (vermeintlich) Schuldigen und die gegenseitige Bestärkung ihrer Erregung verschafft Menschen eine Art Linderung bei negativen Gefühlen.

Im Zeitalter von Internet geht das so: Zuerst sucht man sich einen Vorfall aus, der die eigenen Emotionen triggert. Dann solidarisiert man sich mit anderen in den sozialen Medien und baut, mit flatternden Fingern in die Tasten tippend, das Feindbild gemeinsam auf; alle gegen den einen. Das Feindbild wechselt man täglich aus, heute Nena, morgen Marco Rima, übermorgen wieder mal Dieter Nuhr. Statt der Steinzeitkeule nimmt man die «-ismus»-Keule und drischt damit auf den Fehlbaren ein. Hat man sich all seine Beschimpfungen von der verspannten Leber geschrieben, zieht die Karawane zum nächsten Täter weiter.

Das Interessante daran ist: All das funktioniert bei dem Thema Corona besonders gut. Einerseits, weil gerade gesundheitsbesessene Menschen sich mit dieser Beschäftigung hervorragend ablenken und Aggressionen und Ängste abbauen können. Andererseits ermöglicht es dem Ankläger, die Welt darüber zu informieren, was für ein tugendhafter Mensch man selbst ist. In beiden Fällen kann man sich mit seiner Hexenjagd hinter dem Gesundheitstotalitarismus, Pardon, hinter der Gesundheit verstecken.

Und wer all das irgendwie anzweifelt oder leugnet, der ist einfach nur ein irrer, bekiffter, verantwortungsloser Covi\*\*\*\*\* \*\*\*\*\* \*\*\*\*\*.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



**Lösungswort** — Eine Zeitung für Gärtner

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 4 Die Vogelglieder im Winkel der Ober- und Unterlider. 9 Theoremen auf dem Weg zum Theorem. 11 Beere des heiligen Täufers und deren unheiliger Geist. 15 Die Fibeln erwarten vom kleinen Matz nebst Kopf- auch etwas Körpereinsatz. 16 Eine kurze Megaleistung. 17 Unsere Insel im Land der andern aus deren Sicht. 18 Schrecken der Meere, arbeitet als Freibeuter auf Finanz- und Immobilienmärkten. 19 Rapportiert oder alarmiert. 21 Bei he herbei, an gehen anpacken. 22 Knapp gefasst: Die Zahl, die passt. 23 Waldhofer Zellstoffmacher, macht die Sauerei «Wisch & Weg». 24 Bewegt, betätigt, den virtuellen Schreibmaschinenschlitten zum Rückzug. 27 Kimonokoppel, auch für Krieger oder Handwerkerhandel mit dem Biber. 29 Allgemein: künftig, aber bereits vorbei; mit Schwein: jeder Wunsch wird in Erfüllung gegangen sein. 33 Zeiten werden heute oft \_\_, vielleicht werden Gewichte also morgen schon geweiht? 34 Vermehrter Balldrall.

**Senkrecht** — 1 Überkommt die Aufklebereinkleber. 2 Was Glückspilzen noch zur inneren Ausgeglichenheit fehlt. 3 Wohin – endlich woanders gesehen – Besucher zum Betrachten gehen. (Mz.) 4 An Stangen hängen und dann munter rauf und runter; aber, keine Sorge, einer reicht hier schon. 5 Neologistisches Secondhandgezwitscher. 6 «Jemand, der versucht, einen Weg zu finden, wie man mit einer Kaffeemaschine Toast zubereiten kann.» – Wau Holland. 7 Bäumiges Einstellen und Ausrichten. 8 Förmlich, unpersönlich und ungelenkig wie ein Bock oder Stock. 10 Wird nicht nur mehr im Norden des fernen Ostens gesprochen. 12 Geringfügig variierende Varietätsvariante. 13 Südpazifische Inselstaat-Hauptstadt, versichert vom Luzerner Faulhorn herab. 14 Als die Lady von da den Lancelot sah, war mit zerspringendem Spiegel ihr Schicksal besiegelt. 20 Das platte Schilfrohr im Maniküreetui. 25 Ausdruck zum Einwurf zwischen An- und Entspannung. 26 Kurzverweis: Zwingli und Calvin. 28 100% echte Mundarbeit. 30 Macht aus Schlag 5 Punkt 17 Uhr. 31 Schwesterchens Brüderchen nach einem Schlückchen aus der verhexten Quelle. 32 Ein Must-have für stolze Besitzer eines englischen Schlosses.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 688**



**Waagrecht** — 4 SCHNELLBOOTE 11 EURIDIKE 14 VOIP (IP-Telefonie): Steht für Voice Over IP. 15 AMPELMAENNCHEN 17 AFFE: Herr Nilsson 18 ANHEIZEN 22 UNILATERAL: Anagramm von «Ultralaien» 24 ATEM 25 NEBENIOB 29 ZAR 30 AXL Rose: Frontmann von Guns N' Roses 32 RICHTIG 33 KLEINE Fische (Kleinkriminelle) 34 HOW: engl. wie 35 KEIL: Anagramm von «Kiel»

**Senkrecht** — 1 QED: Steht für Quod Erat Demonstrandum (lat. was zu beweisen war). 2 LOOC: ugs. lame, weil umgekehrt «cool» 3 PEPE 4 SEMANTIK 5 CUPFINALE 6 NILE: engl. Nil 7 (Ju)LIANE 8 (Tutto) BENE: ital. (alles) klar / prima 9 OVNI: franz. UFO 10 TI: Titan (Element) 12 REFLEXE 13 KEHRICHT 16 MATER: lat. Mutter 19 ZAZIKI: von Duden empfohlene Schreibung 20 ETAGE 21 NERVIG 23 AB(ort) 26 NIE 27 OHO(!) 28 BTW: Steht für By The Way (engl. übrigens). 31 LIE: engl. lügen

**Lösungswort** — **BAHNFAHRER**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



## DIE NEUE SUBMARINER

Die im Jahr 1953 für Taucher entwickelte Submariner ist ein universelles Symbol für Wasserdichtheit und Zuverlässigkeit – eine der legendärsten Armbanduhren aller Zeiten. Die neuen Modelle, die sich mit einem auf 41 mm vergrößerten Gehäuse und einem Manufakturwerk der nächsten Generation präsentieren, schreiben die Geschichte der Submariner fort.

*#Perpetual*



OYSTER PERPETUAL SUBMARINER DATE

---

**BUCHERER**  
1888

bucherer.com